

# Daheim



„Imeze“ (Mädchen aus dem Sarntal in Südtirol) ♦ Nach einem Farbenholzschnitt von Karl Pferschy

Schriftleitung des Daheim in Berlin W. 50, Tauentzienstr. 7b. Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Anzeigen-Annahme: Velhagen & Klasing's Anzeigenverwaltung, Abteilung Daheim, Leipzig C 1, Hospitalstraße 27 ♦ Wöchentlich eine Nummer. Preis monatlich 2 G.-M., Einzelnummer 50 Pf., zugl. ortsüblicher Zustellungsgebühren



# DER ERSTE EINDRUCK ENTSCHEIDET

Mann von heute. Sieht gut aus. Sicher in allen Lebenslagen. Gediegener Charakter. Zuverlässig in jeder Beziehung. Sportgewandt und trainiert. Aber all das genügt nicht, wenn er nicht sorgfältig gepflegt ist. Für die richtige Kleidung sorgt der gute Schneider und der eigene Geschmack. Für die beste Haarpflege sorgt Elida Shampoo.

Elida Shampoo hat alle guten Eigenschaften, die für den Mann entscheidend sind. Überall leicht mitzunehmen. Sofort fertig. Gründlich Kopfhaut und Haar reinigend. Feind aller Schuppen, welche dem reichsten Haar gefährlich werden. Selbst struppiges Haar legt sich nach dem Waschen gut. Vergnügen und Wonne, den dicken Schaum vom Kopf zu waschen.



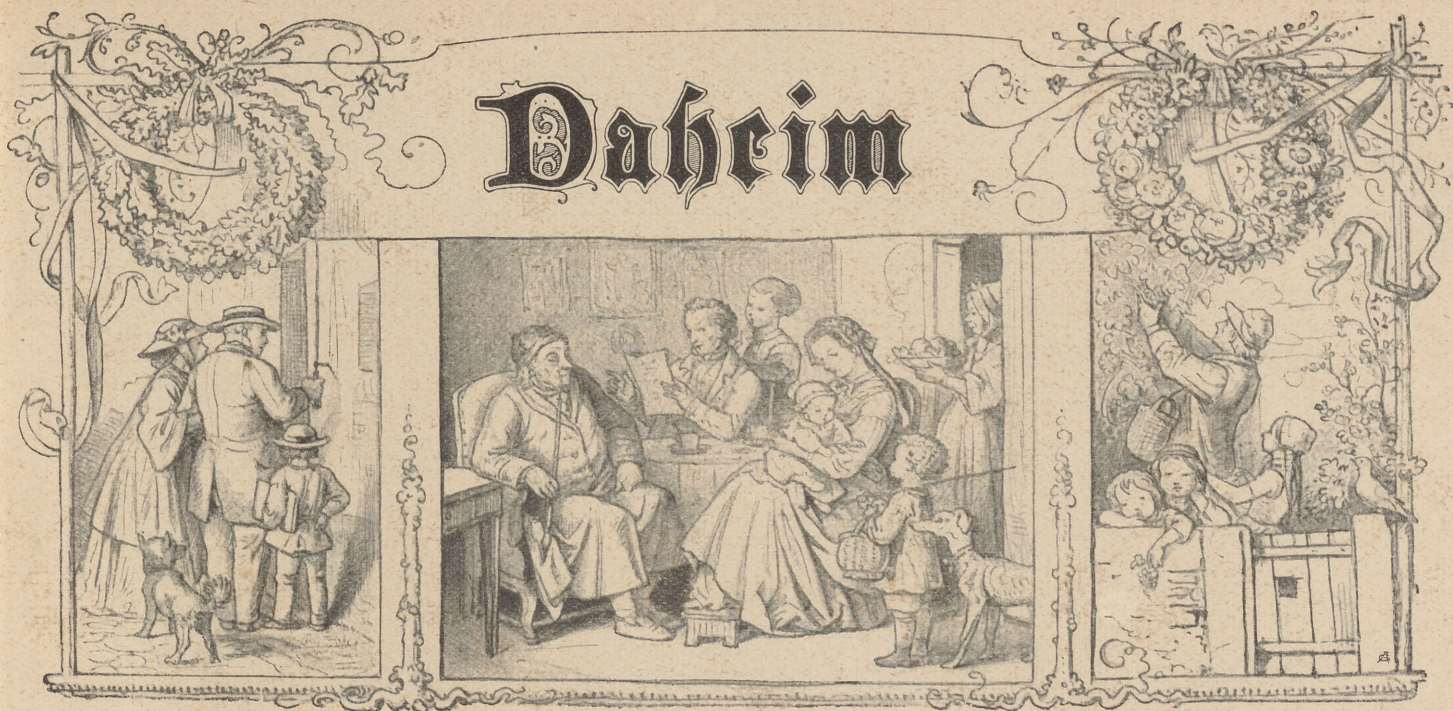
Elida Shampoo für alle:  
blaue Packung, goldene Schrift.  
Elida Shampoo für Blonde:  
goldene Packung, blaue Schrift.  
Packung für zweimal Waschen  
reichend, 30 Pfennige.

Garantiert sodafrei



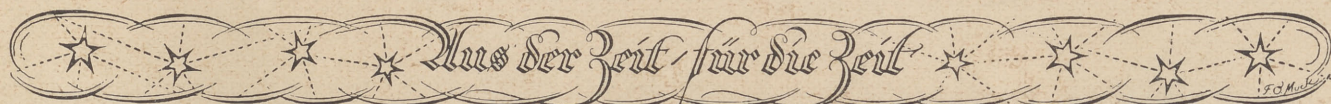
# ELIDA SHAMPOO





64. Jahrgang. Nr. 53

29. September 1928



Die Turfmeister dieses Jahres.

Oben links: Charlie Mills (Trabrennen); rechts: S. Bismarck (Hindernisrennen). Unten links: Otto Schmidt (Flachrennen) mit seinen beiden Kindern; rechts: Oberleutnant Göß (Herrenreiter) mit seinem Lieblingspferd „Enzian“. (W. Ruge.)

Nachdruck verboten.





**Herbst-Sportfest der Großberliner Schulen.**  
Vorführungen der Mädchenschulen mit dem Medizinball. (P. B. D.)



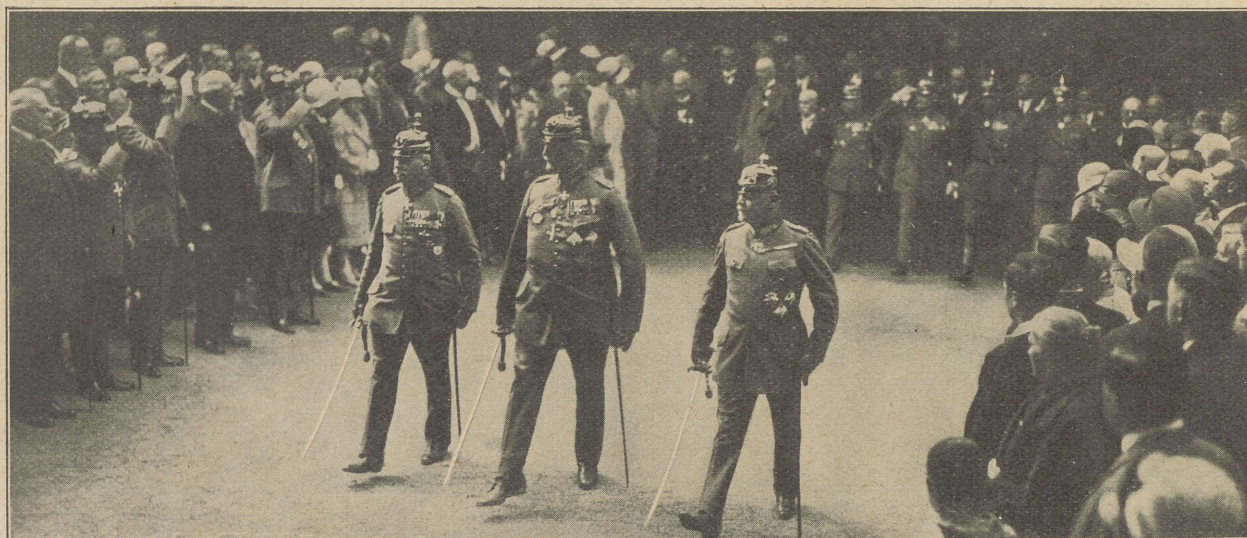
**Tabakernte in der Uckermark.**  
Eine Riesentabaksstaude, die in diesem Jahr wenige Stunden von Berlin entfernt im märkischen Sand wuchs. (A. Groß.)



**Aus den Kinderjahren der Eisenbahn.**  
Eine Holzbahn aus dem 16. Jahrhundert im Reichsbahnmuseum. (S. Pahl.)



**Ein neuer deutscher Weltrekord.**  
Diplom-Ingenieur Schinzinger erreichte mit 500 Kilo Nutzlast 8830 m Höhe. (Atlantic.)

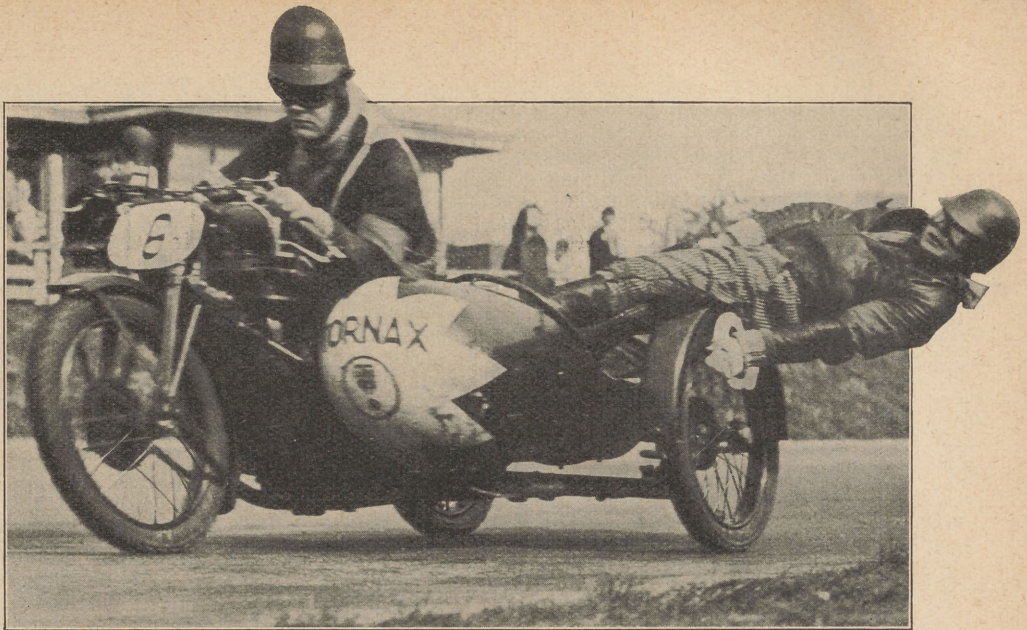


**Parademarsch der Generale.**  
Vorbeimarsch ehemaliger Kadetten bei der 50-Jahrfeier der früheren Haupt-Kadetten-Anstalt in Lichterfelde.





Die junge Tennismeisterin  
Irngard Hoff-Köln  
errang bei den Ungarischen Meisterschaften  
drei Siege. (Photothef.)



In der Kurve.  
Der Sieger im Herbst-Vous-Kennen für schwere Motorräder, H. Kürten-Düsseldorf, beim Durch-  
fahren der Nordkurve. Der Mitfahrer hängt sich zur Erhaltung des Gleichgewichts weit aus dem  
Beiwagen heraus. (Photo-Union.)

*Sie müssen hier in Nummer 1 des neuen 65. Jahrgangs*

In ihr beginnt unser neuer großer Roman

## „Frühling im Park“ von Friede H. Kraz,

eine frohe, aber auch besinnliche Geschichte von jungen Mädchen, alten Damen und modernen Männern in Weimar.

Für die zahlreichen Abonnenten, die sich den abgelaufenen 64. Jahrgang einbinden lassen wollen, hält die Dabheim-Expedition die gewohnte dauerhafte und ansehnliche Einbanddecke zum Preise von 3 Mark zur Verfügung. Mit der Einbanddecke zusammen werden Titelblatt und Inhaltsverzeichnis des neuen Bandes herausgegeben und auf Wunsch jedem Abonnenten kostenlos geliefert. Wo eine Buchhandlung nicht zugänglich ist, richte man die Bestellung an die Dabheim-Expedition (Delhagen & Klasing) in Leipzig, Hospitalstraße 27.

## Die heilsame Traube. Von Dr. med. Josef Löbel.

Daß am Rhein, am Rhein unsere Reben wachsen, ist unbestritten; wozu sie aber dort wachsen, darüber gehen die Meinungen auseinander. Zum Trinken, zum Trinken! sang Anakreon und ebenso Horaz. Beileibe nicht zum Trinken! sungen, zwar etwas weniger poetisch, aber gleichfalls sehr entschieden, die Alkoholgegner. Nur in einer Beziehung sind sich alle Lager gleich: die gegessene Traube erfreut von allen anerkannt des Menschen Herz! Denn jedermann weiß, daß Trauben vorzüglich schmecken. Was nicht jedermann weiß, ist, daß Trauben auch vorzüglich nähren. Obgleich sie — allen Alkoholikern und Alkoholgegnern zum Trost! — in der Hauptsache fast zu drei Vierteln nur aus Wasser bestehen. Aber daneben enthalten sie noch Weinsäure, Apfelsäure, Phosphor, Kalk, Mangan, selbst Eisen, Thallium, Extraktstoffe allerart und, was das wichtigste ist: Zucker. Der sogenannte Traubenzucker schwankt in seiner Menge je nach der Gegend, in der die Trauben wachsen und nach den Witterungsverhältnissen, unter denen sie reifen; je südlicher der Boden und je trocken-wärmer das Wetter zur Zeit der Traubenreife, um so reicher an Zucker ist der edle Saft. Nach Moleschott sind in tausend Teilen Traubenblut an Zucker enthalten in Ungarn 300, in Südfrankreich 240, in der Steiermark 215, an der Mosel 214, in Böhmen 185, in Heidelberg 180. Sogar an ein und demselben Stod gibt es Unterschiede, indem die Trauben, die

dem Boden am nächsten hängen, die reifsten, demnach auch die süßesten sind; und der schlaue Fuchs, dem die hochsitzen Trauben zu sauer waren, hatte also gar nicht so unrecht.

Der Zucker ist es, der die Rebe — die Botaniker nennen sie *vitis vinifera* Linné und unterscheiden nicht weniger als 28 Spielarten — zu einem ausgezeichneten Nährmittel macht; die freien Säuren bewirken, daß sie darüber hinaus sogar von empfindlichen Verdauungsorganen anstandslos vertragen wird. Dazu kommt noch die Rolle, die auch bei den Trauben die jetzt mit Recht so modern gewordenen Vitamine spielen. Sie sind es, die im Organismus als Katalysatoren funktionieren, als chemische Bindeglieder, die die Assimilation bewerkstelligen.

Sollte ein an Eiweiß und Fett armer, dagegen an Zucker reicher und vitaminhaltiger Reizstoff, der auf den Magen und Darm anregend wirkt, nicht auch ein brauchbares Medikament sein?

Schon der Römer Plinius, später im Mittelalter Galeen und Paracelsus haben diese Frage bejaht. Aber die Menschheit hat bekanntlich für Wohltaten ein miserables Gedächtnis, und so kam es, daß man sich erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der heilsamen Traube wieder erinnerte und damit die Kurorte am Genfer See zum Ausblühen brachte. Damals wußte man allerdings nur erfahrungsgemäß, daß Traubenzucker besonders leicht verdaulich sei, während





die heutige physiologische Chemie dafür so handgreifliche Unterlagen gefunden hat, daß man jetzt in gewissen Krankheitsfällen Lösungen von Traubenzucker direkt in die Blutbahn einspritzt. In jenen Anfängen systematischer Traubenkuren sagte man sich höchstens, daß eine Flüssigkeit, die soviel Zucker und Säuren enthalte, sicherlich auf die Ausscheidungsvorgänge im Körper von Einfluß sein müsse. Heute weiß man genau, daß nicht nur Niere und Darm in ihrer Tätigkeit gesteigert werden, sondern daß der gesamte Ernährungszustand des Körpers durch methodischen Traubengenuß geändert, daß das Körperblut durch das Traubenblut in seiner Zusammensetzung beeinflusst werde.

Ja, man hat sogar feststellen können, daß verschiedene Methoden der Traubenkur verschiedene Wirkungen im Organismus auszulösen vermögen. Versuche von Bisschoff und Voit ergaben nämlich die interessante Tatsache, daß bei 500 Gramm Fleischfütterung und 300 Gramm Traubenzucker ein Verlust an Körpergewicht stattfindet, dagegen bei nur 400 Gramm Fleischfütterung, wenn dabei 100 Gramm Traubenzucker gegessen wird, eine Zunahme des Körpergewichts erfolgt. Oder in anderen Worten ausgedrückt: größere Mengen regelmäßig genossener Trauben bewirken durch Verschlechterung der Resorption, durch ihre wasserentziehenden und auslaugenden Eigenschaften eine Abmagerung, während umgekehrt kleinere Mengen bei sonstiger passender Kost im Gegenteil eine Besserung der Gesamternährung zur Folge haben, weil nämlich der eingeführte Traubenzucker am raschesten vom Körper aufgenommen wird, so daß Fett und Eiweiß gespart, in den Vorratskammern des Körpers aufgespeichert werden können.

Demgemäß werden Traubenkuren in verschiedenen Formen und mit verschiedenen Zwecken angewendet. Will man den Allgemeinzustand eines Menschen heben, zur „Anbildung“ im Organismus gelangen, so wird man zu einer ausgiebigen Fleischnahrung Trauben in nicht zu großen Mengen, etwa bis höchstens zwei Kilogramm täglich, genießen lassen und wird zu dieser Kur Früchte wählen, die sich durch einen möglichst hohen Gehalt an Traubenzucker und gleichzeitig durch möglichst wenig Säure auszeichnen. Das ergibt dann die Kuren, die bei mageren, skrofulösen, blutarmen Leuten in Frage kommen, nach fieberhaften Krankheiten und bei Schwächezuständen durch Säfteverluste aller Art.

Umgekehrt wird man gegen Fettsucht, Gicht, Stoffwechselstörungen, Darmträgheit, aber auch gegen Rheumatismus, Ischias, Neuralgien die entgegengesetzte Methode der Traubenkur wählen, die die lösende, die Darmtätigkeit fördernde

Wirkung erzielen will. Man wird in allen diesen Fällen die übrige Kost, namentlich das Fleisch, nach Tüchtigkeit beschränken und dafür reichlich Trauben, bis zu vier Kilogramm im Tage, geben, die man aus solchen Reben wählt, die gerade an Säure reich sind.

Wo man diese Kuren durchführt, ob zu Hause oder in bestimmten Kurorten, ist im allgemeinen gleichgültig. „Aber“, sagt von Gara, „es kann doch nicht geleugnet werden, daß ebenso wie bei einer jeden Mineralwasser-Trinkkur der ‚Quellengeist‘ an der Quelle gern anders wirkt als das in Flaschen exportierte Wasser irgendwo in der Heimat, ebenso der Berggeist bei einer Traubenkur mitwirkt.“ Welchen von den verschiedenen guten Geistern des Weinbergs man anrufen soll, entscheidet am besten der Arzt.

Er sollte, wenn man im September und Oktober, den Monaten der Weinlese, an eine Traubenkur denkt, unter keinen Umständen ungefragt bleiben, schon darum, weil nur er imstande ist, guten Rat bezüglich der Beikost zu geben. Besonders da, wo es sich um ausgesprochene Krankheiten handelt, muß die Art und Weise dem jeweiligen Fall angepaßt werden und es kann nicht gleichgültig sein, wie die Nahrung, die man nebenbei verzehrt, beschaffen ist, wenn man mit zwei Kilo Trauben täglich etwa 1300 bis 1400 Kalorien zu sich nimmt.

Auch die Menge der — ausgepreßt zu genießenden — Früchte und ebenso ihre Verteilung über den Tag wird am besten vom erfahrenen Arzte bestimmt. Nur als allgemeinste Regel kann es Geltung haben, daß man mit einem Kilo beginnt und diese Menge in drei gleichen Teilen um zehn, um vier und abends um neun Uhr zu sich nimmt. Wird das gut vertragen, so steigt man in einigen Tagen auf eineinhalb, später auf zwei Kilo. Die ganze Kur dauert drei bis vier Wochen, währenddessen schwer verdauliche und fette Speisen, hartes Fleisch, schwerer Käse und blähenbes Gemüße zu meiden sind. Bier ist überhaupt verboten, Wein nur in geringen Mengen und leichten Sorten. Treten trotz dieser diätetischen Vorsichtsmaßnahmen hartnäckige Darmbeschwerden auf, so ist auch an die Möglichkeit zu denken, daß die Beeren nicht, wie es gewöhnlich geschieht, frühzeitig, sondern erst kurz vor ihrer Reife mit Kupfervitriol besprengt worden sind. Schon mit Rücksicht darauf sollten die Trauben stets in lauem Wasser abgewaschen werden.

Dies Schema einer Traubenkur ist, wie eben jedes Schema, nicht für alle Fälle passend. Gilt es schon für den getrunkenen Wein, so erst recht für den zu Heilzwecken gegessenen: er ist nur mit Verstand zu genießen!

## Berufsberatung des Dahem

### Der Elektromechaniker.

Der Elektromechanikerberuf ist ein Sondergebiet für den Elektromaschinenschlosser. Der Mechaniker muß alle Fähigkeiten und Kenntnisse des Schlossers vollkommen besitzen. In erster Linie also hat er den Gebrauch von Schraubstock, Hammer, Meißel, Feile und Schaber beim Zusammenbau von Motoren, Generatoren und elektrischen Hilfsmaschinen zu lernen. Er muß verstehen, gerade Flächen und rechte Winkel durch Handarbeit herzustellen. Auch soll er nieten, schmieden, härten, löten, schneiden und schweißen können. Die Grundkenntnisse in bezug auf die Materialeigenschaften des Kupfers, Aluminiums, Graugusses, Stahls usw., wie auch aller gebräuchlichen Isolierstoffe sind unerlässlich. Ein Elektromaschinenschlosser kann es nur dann zum Abteilungs- und Werkmeister bringen, wenn er mit großer Fingerfertigkeit und Fingerkraft, schnellem Denken und gesundem Körperbau wirklich gute, umfassende Fachkenntnisse verbindet.

Die Arbeit des Elektromechanikers stellt noch höhere Ansprüche. Seine Arbeitsstücke sind meist sehr klein, und größte Sauberkeit, Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit sind ihm deshalb ebenso notwendig wie eine ganz sichere Hand und ein feines Tastgefühl. Gute Grundkenntnisse der Elektrotechnik muß er selbstverständlich erworben haben. Auch vom Dreherberuf sollte er einiges verstehen, weil er kleinere Zerschnittteile nach Zeichnung oder Angabe oft selbst herzustellen hat. Seine Arbeit ist im ganzen sehr interessant, abwechslungsreich und verantwortungsvoll. Es gehören dazu z. B. Ausbesserungen am Fernsprechapparat, an Rundfunk-, Klingel- und Alarmanlagen, Auswechseln eines Lagers in einem elektrischen Meßinstrument, Messungen des elektrischen Widerstands von Drähten und Spulen, Eichung von Elektrizitätszählern nach reichsgesetzlichen Vorschriften.

Die vorgeschriebene Lehrzeit beläuft sich auf vier Jahre, die jedoch sehr fleißig ausgenutzt werden müssen. Dann bietet der entwicklungsfähige Beruf des Elektromechanikers

gute Aussichten auf Vorwärtkommen und auch die Möglichkeit, frühzeitig selbständiger Gewerbetreibender zu werden. Wer alle nötigen Fähigkeiten zu besitzen glaubt, wende sich wegen der Einzelheiten an das zuständige Berufsberatungsamt.

H. F.

### Die Säuglingspflegerin.

Ein Beruf, von dem angegeben wird, daß er noch nicht unter großer Überfüllung leidet, ist der der Säuglingspflegerin. Ein Staatsexamen ist heute für die Säuglingspflegerin Vorschrift, und zwar wird die Prüfung am Schluß eines zweijährigen Lehrganges in einer Säuglingspflegeschule abgelegt. Zum Eintritt in eine solche, die mit Säuglings- und Kinderkrankenhäusern und Heimen in Verbindung steht, wird nicht unbedingt höhere Schulbildung verlangt. Die Lehrschwestern können entweder in dem Heim leben oder sind nur tagsüber dort beschäftigt. Zu dem praktischen Unterricht tritt der theoretische durch Ärzte. Die Kosten der Ausbildung sind keine hohen. Die Möglichkeiten der geprüften Säuglingspflegerin sind verschiedene. Entweder kann sie weiterhin Beschäftigung in Säuglingsheimen und Krankenhäusern finden, oder sie kann Privatstellen annehmen; die monatliche Vergütung beträgt neben freier Station im letzteren Fall durchschnittlich 30 bis 40 Mark. Sehr viel höher bezahlt wird die Wochenpflegerin, von der naturgemäß auch mehr verlangt wird, denn sie muß imstande sein, außer der sachgemäßen Pflege von Mutter und Kind die Hausfrau im Haushalt zu vertreten. Hierzu gehört ein weiterer Lehrgang als Säuglingschwester in einem Krankenhaus unter spezieller Berücksichtigung der Wochenpflege. — Ein weiterer, in dies Gebiet fallender Beruf ist die Säuglingsfürsorgerin; nach einem nur einjährigen Lehrgang im Säuglingsheim folgt zweijährige Ausbildung in einer sozialen Frauenschule mit abschließender Prüfung. Zu diesem sozialen Beruf ist aber höhere Schulbildung die Vorbedingung.

H. F. F.



# Das Deutsche Tapetenmuseum zu Kassel. Von Prof. Dipl.-Ing. Fr. Machmar.

Während in unserer wirtschaftlich bewegten Zeit der Kampf ums Dasein alle Kräfte in Anspruch nimmt, entstand in aller Stille eine neue Stätte der Kunst, ein Museum der Tapete, einzig in der Welt —, und legt Zeugnis dafür ab, daß wir trotz aller schweren Niederschläge die Hoffnung auf den Wiederaufstieg in geistiger und kultureller Beziehung nicht verloren haben. Es herrschen und beherrschen uns Industrie, Handel und Verkehr, alle geistigen Grundlagen unseres Lebens aber sind erschüttert, die ruhigste Weiterentwicklung des historisch Gewordenen ist aufgehalten, und statt des bodenständigen deutschen, drängt ein internationales Ideal zur Oberfläche. Die stürmenden Neuerer in den bildenden Künsten und im Kunstgewerbe wollen die überlieferten Kunstgesetze nicht mehr gelten lassen, und ohne an ihre Stelle etwas Besseres setzen zu können, reißen sie nieder und verwerfen das geschichtlich Entwickelte in Form, Ausdruck und Gestaltung. Es ist nun eine Hauptaufgabe des deutschen Tapetenmuseums, trotz aller

wogenden Zeitströmungen festzuhalten, was Geschlechter vor uns geschaffen haben, dem Überkommenen eine bleibende Stätte zu bereiten, es vor Verfall zu bewahren und der Nachwelt zu überliefern. Den Kunstgewerblern sollen die ausgestellten Erzeugnisse Aufschluß geben über das Kunstschaffen früherer Zeiten, um sie anzuregen, selbstschöpferisch die heutige Zeit mit neuen fruchtbaren Ideen zu durchdringen. Dem Laien soll das Museum zeigen, wie jede Zeit ihren charakteristischen Niederschlag und verschiedenen Ausdruck in der Kunst und im Kunstgewerbe findet, um ihn zugleich zu bewahren vor der Verwendung von Erzeugnissen, die überlieferte

Kunststrichtungen nur schlecht nachahmen. Das Museum soll befruchtend wirken auf die heutige Wohnungskultur und Anteilnahme erwecken für die Kunstbestrebungen unserer Zeit, um auch diesen Unterstützung zuteil werden zu lassen. Auch der Kunsthistoriker kann hier über die Zusammenhänge von Kunst, Kunsthandwerk und Kultur noch manche ergänzenden



Salomons Urteil. Maschinen-Druck-Tapete vom Jahre 1890. Gedruckt von J. Leroy et ses Fils für die Pariser Weltausstellung. Größe des Bildes ohne Borde 120 × 350 cm.

Kunststrichtungen nur schlecht nachahmen. Das Museum soll befruchtend wirken auf die heutige Wohnungskultur und Anteilnahme erwecken für die Kunstbestrebungen unserer Zeit, um auch diesen Unterstützung zuteil werden zu lassen. Auch der Kunsthistoriker kann hier über die Zusammenhänge von Kunst, Kunsthandwerk und Kultur noch manche ergänzenden



Deutsche Tapete von W. Sattler, Schweinfurt, vom Jahre 1845. Sattler war der einzige deutsche Fabrikant, der damals große farbige Wandtapeten herstellte.



Ausschlüsse erhalten. Es kommt somit dem Museum volkerzeiherische, praktische und kulturhistorische Bedeutung zu, es wird zu einem Völkermuseum der Tapete, in dem die Stimmen aus aller Herren Länder in den schönsten Farbensymphonien zusammenklingen. Ein Besuch des Museums ist zugleich ein Gang durch die halbttausendjährige Entwicklung der Tapete von ihren ersten Anfängen bis zur vollendeten Industrie unserer Zeit, wobei allerdings die Erzeugnisse des 20. Jahrhunderts zur Wahrung des Museumscharakters vorläufig ausgeschaltet bleiben.

Tapete und Teppich bedeuten ursprünglich ein und dasselbe und entwicklungsgeschichtlich ist der Teppich als Vorläufer der Tapete zu betrachten. Die alten Völker des Orients verwandten in ihren Zelten und später im Hausbau Teppiche zu



Drei englische Tapeten aus den Jahren 1895–1900.  
Gedruckt von Arthur Sanderson & Sons, London.

Raumteilungen und als Wand- schmuck, und durch ihre Handels- beziehungen übertrugen sie die Teppichweberei nach dem Abend- lande. In Europa wurden die Erzeugnisse als Wand- und Fußbodenschmuck gern verwendet, besonders in den Niederlanden erreichte die Webekunst eine hohe technische Vollkommenheit. Im 15. Jahrhundert kommt als Wandschmuck die bemalte Lein- wand auf, die mehrere Jahr- hunderte hindurch sich gehalten hat, und zur gleichen Zeit werden in Cordova in Spanien Ledertapeten hergestellt in einer Technik, die im 16. und 17. Jahr- hundert noch in Italien, Frank- reich, Deutschland, den Nieder- landen und in England gepflegt wird. Die Papiertapete stammt höchstwahrscheinlich aus China, wo schon im Jahre 104 nach Christi das Papier erfunden sein soll. 1319 wird in Nürnberg das erste Lumpenpapier und 1390 die erste Papiermühle erwähnt. Das heute verwendete Papier wird, seit etwa 1850, fast ausschließlich aus Holz hergestellt. Englische Seелеute brachten im 16. Jahr- hundert bemaltes chinesisches

fabrik. Bogen von 50 Zentimeter Breite und 55 Zentimeter Länge wurden entweder einzeln oder in Rollen zusammengeklebt und dann mittels Handmodellen mit der Hand gedruckt. Dem Fran- zosen Reveillon gebührt das Verdienst, die Schablonen- oder Patronenmalerei durch das Druckverfahren ersetzt zu haben. Als um 1800 die Erfindungen der Druckmaschine mit Walzen und der Papiermaschine für end- lose Rollen sich ergänzten, war damit die mechanische Tapeten- Industrie gegründet.

Das deutsche Tapetenmuseum ist eine Gründung der deut- schen Tapeten-Fabrikanten und -Händler unter Führung von Geheimrat Gustav Iven, Ham- burg. Die örtliche Leitung hat Heinrich Apell als Direktor des Museums. In 18 Räumen des früheren Residenzschlosses zu Kassel, die besonders zu diesem Zweck hergerichtet wurden, be- finden sich Leder-, Wachstuch- und Stofftapeten, vorwiegend aber Papiertapeten aus der Zeit von 1750–1900. In der deutschen Abteilung sind Tapeten in allen Techniken und Stilarten ver-

Papier als Tapete nach Europa und bei der da- mals schon hochentwickel- ten Rattundruckerei ver- suchte man das Drucken statt auf Leinwand auf Papier. Die erste Papier- tapete soll 1568 in Delft hergestellt sein, und in Paris bestand zu dieser Zeit die Kunst der Domino- tiers (Domino = marmor- artig bemaltes Papier, das bereits im 15. Jahr- hundert in Italien be- kannt war). Ein Franzose, François von Rouen, hat im Jahre 1620 Tapeten mit Schablonen angefer- tigt. König Karl I. von England erteilte dem Jerome Lanyer in Lon- don 1634 ein Patent zur Bestäubung von Tapeten mit Wollstaub. In Deutsch- land wird uns Johann Hautsch genannt, der Ta- peten mit glänzendem Streusand und Glimmer herstellte. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhun- derts finden wir in Eng- land die erste Tapeten-





treten, die Zeit von 1850 bis 1900 spiegelt sich in ihnen wider, man durchlebt die Stilwiederholungen jener Epoche in ihren Mustern, Farben und ihren Verzierungen. Im Vergleich mit den französischen und englischen Erzeugnissen bleibt in den Handdrucken die deutsche Tapete zurück, während nach dem Übergang zum Maschinendruck die deutsche Industrie die Führung übernimmt. Eine strenge Trennung nach Ländern ist innerhalb Europas nur schwer möglich, da Fabrikanten, Zeichner und Drucker von einem zum anderen Land zogen und ihre Methoden, Techniken und Kunstübungen verpflanzten. Trotzdem hat die Tapetenkunst, ebenso wie die anderen Künste in den großen allgemeinen Stilen, eine besondere bodenständige Ausbildung erfahren. Die ersten, in größerem Umfange hergestellten Tapeten zeigen chinesische, dann klassische Ornamente, Landschaften und Figuren, später Friese und



Nr. 53



Japanische Tapete in Aquarell-Malerei aus den Jahren 1750—1780 auf Reisstroh-Papier.

Sockel, Felder mit Bildern und Pilasterabteilungen. In den Nachahmungen von Stein, Holz und Geweben versucht die Papiertapete andere wertvollere Materialien vorzutauschen, was dem Charakter der Tapete widerspricht und als eine Verirrung zu bezeichnen ist. Am Anfang des 19. Jahrhunderts wird das große Wandgemälde von der Tapetenfabrikation aufgegriffen. Aus vielen Bahnen zusammengesetzt und mit vielen Platten gedruckt, zum Teil auch noch mit der Hand übermalt, erscheinen Landschaften und schöne Städte, Darstellungen aus Sagen und Geschichte. Eine Verkennung des Wesens der Wandbekleidung, die nicht Ausblicke schaffen, sondern den Räumen einen geschlossenen Ausdruck ver-

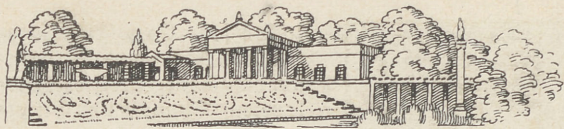
zeiten vorhanden, während in der englischen Abteilung sich hauptsächlich neuere Tapeten finden. Mit wenigen aber guten Stücken sind vertreten Dänemark, Skandinavien, Italien, Amerika, Japan und China. — Das Archiv birgt noch sehr viele wertvolle Stücke, die gelegentlich ausgetauscht werden und zu Studienzwecken zur Verfügung stehen. Ohne auf Vollständigkeit, besonders in den ausländischen Abteilungen, Anspruch zu erheben, gibt die historische Abteilung ein lückenloses Bild der Entwicklung der Tapetenkunst. Aber kostbare Stücke warten ebenfalls noch ihrer Entdeckung in Schlössern, Landhöfen und alten Bürgerhäusern, um im deutschen Tapetenmuseum eine ehrende Auf- erstehung zu feiern.

Deutsche Handdrucke mit Perlmuttermalereien. Vergoldete oder versilberte Blumen. Von C. Herting, Einbeck 1850—1875.

leihen soll. Es folgten Tapeten mit Jagd- und Blumenstücken, buntgestreifte Tris- tapeten, Blumen- und Gitterwerk und die sogenannten Stiltapeten. Dunkle und helle Tapeten mit bunten Blumen, Nachahmungen von Ledertapeten und Stud- rosetten auf tapezierter Decke wechseln mit solchen von aufgeklebtem Seiden-, Woll- und Holzstaub, aufgetragener Bronze mit Prägung und Perlmuttermalerei. Eigens für das Tapetenmuseum hergestellte Tapeten verdeutlichen den Druckvorgang in den einzelnen Stadien. Eine Sammlung von Platten und Walzen zeigt, wie die holzgeschnittenen Druckplatten zum Handdruck, und die Druckwalzen aus Messing mit Holzunterlage zum Maschinendruck verwendet werden. Eine alte Druck- kammer mit einer Original- Handdruckpresse und dem dazu gehörigen Gerät erklärt den Handdruckvorgang. In der französischen Abteilung sind die besten Erzeugnisse aller







# Charlottenhof

## Roman von Ilse Leutz

12.

Seine Stimme wollte ihm kaum gehorchen. Tonlos nur fragte er noch kurz: „In Paris, — nicht wahr, die Baronin lebte dort?“

Und wieder zögerte Käthe kaum merklich mit der Antwort. Mit der Verletzlichkeit des frisch verwundeten Herzens hörte es Pitt jedoch heraus. Er nahm's für Schonung und zart schweizerliches Mitgefühl und fragte sich erschreckt, ob er denn unbewußt so viel preisgegeben habe, um solche Gefühle hervorzurufen.

Ihr „Ja“ auf seine letzte Frage ließ ihn im Grunde gleichgültig. Ob in Paris oder sonst in einer anderen Stadt — was konnte ihm daran liegen!?

Er machte sich Vorwürfe, überhaupt auch hiernach nochmals gefragt zu haben, — denn Käthes Mitgefühl, ihr Wissen um seine arme, zertretene Liebe schien ihm unerträglich!

So unerträglich, daß er beschloß, der Heimat, in der ihn nichts mehr hielt, abermals, nunmehr vielleicht endgültig, den Rücken zu kehren! —

Zu Prihows vor der Abreise noch einmal heranzugehen, verhinderte ihn die Furcht, er möchte sich auch in Uhlenfelde bei Annemones Verwandten irgendwie verraten . . . Und diese Abneigung verstärkte sich noch, als er im Verlauf des weiteren Gesprächs mit seiner Pflegechwester erfuhr, daß Gräfin Giulia Lucchesini, seit Jahren schon in der Mark ansässig, in dem Gutshaus am Entenfängersee fast täglich aus- und einging, — ja, daß es für ganz Potsdam und Werder und wohl auch in den entsprechenden Kreisen in Berlin ein bereits offenkundiges Geheimnis sei, daß aus Ettore Lucchesini und Annchen Prihow, sowie aus der kleinen Silvia und Matke über kurz oder lang wohl je ein Paar fürs Leben werden würde, eine Doppelverbindung, die jedermann den Uhlenfeldern von Herzen gönnen dürfte, denn die Lucchesinis

wären besonders durch die Kauerische Erbschaft reich. — Sie redete und redete und hätte ihm in ihrer heimlichen Herzensangst gern die Heiratsaussichten der ganzen Havelgauljugend auseinandergesetzt, — nur um zu reden und ihn zum Anhören zu zwingen.

Bald aber erlahmte ihr verzweifelter Eifer. Sie erkannte, — auch dieses Mal würde sie ihn nicht halten können!

Ihr Herz tat ihr sehr weh. Würde er wie damals wieder fortgehen!? Wenn er doch wenigstens in Potsdam bliebe oder in Berlin! Als ihr Bruder . . .

Warum sollte er denn sogleich wieder aufbrechen!? Er konnte Annemone doch nicht nachfahren. Nach Paris . . .!? Gewissensbisse und eifersüchtiger Kummer quälten sie so, daß sie am liebsten in heiße Tränen ausgebrochen wäre. —

Anna Monika stand in einem schmucklosen Dachstübchen im Hospital „Zum barmherzigen Herzen Jesu“ in Brügge und sah hinab auf die dunklen Wasser des Kanals.

Mitternacht läuteten die Glocken, und die Kerze war schon weit herabgebrannt; aber das schmale, weißüberdeckte Bett an der Wand war noch unberührt, die einsam Wachende noch völlig angekleidet. Nur das schwere, kastanienfarbene Haar hatte sie gelöst, und die beiden Flechten hingen, im warmen Lichtschein wie edle Bronze schimmernd, über das dunkle, schmucklose Gewand, aus dem der Mädchennacken wie eine blasser Blüte stieg.

Seufzend wandte sie sich vom Fenster und trat in die Tiefe des Zimmers zurück. Ob die Mutter, die drunten im großen Krankensaal lag, wohl heute etwas Schlummer gefunden hatte . . .!? Sie hätte gern, wie die vorhergehenden Nächte, so auch diese bei der Leidenden gewacht, die Schwester Oberin hatte es indessen nicht geduldet und sie in ihr Stübchen hinaufgeschickt, das sie, die Protestantin, als eine besondere Vergünstigung bewohnte.



Schwere Arbeit. Gemälde von Prof. Friedrich Klein-Chevalier.  
(Aus Ed. Schultes Kunsthandlung, Berlin.)



Ein kleiner Spiegel in schmalem Rahmen hing an der Wand und warb um einen Blick auf das liebliche Bild in seinem silberflüssigen Grunde: das geneigte Haupt, dem noch immer, wie einst in der Kinderzeit, mutwillige Vöckchen um die perlenreine Stirn spielten, vom Kerzenlicht wie von einem schimmernden Heiligenkränlein umspinnen.

Doch Annemone schenkte ihrem Spiegelbilde keinen Blick. Draußen stand der Herbstmond hinter zerrissenem Gewölk, zogen tief drunten weißgekleidete Nonnen durch gläserne Hallen zur Mitternachtsmesse, — droben, in ihrem Turmstübchen, vom tiefen Hall der großen Glocke gewiegt, träumte Annemone Nyngen offenen Auges vor sich hin. Sie dachte daran, wie sie die Mutter, durch eine im Vertrauen auf die Erbschaft, — die ihr entgangen war, — gemachte, verfehlte Spekulation fast aller Mittel entblößt gefunden hatte . . . , wie sie mit ihr in einem dieser uralten Häuser des Quai du Miroir gewohnt und tagein, tagaus bis in die sinkende Nacht Spitzen gekloppt hatte . . .

Wie deutlich jene Zeit vor ihrem geistigen Auge stand! Jene stille, und doch, doch glückliche Zeit . . .

Nicht weit von ihrer Wohnung begann grünes Vorland, von Pappelalleen durchgezogen, in deren flüsternden Laub der Wind spielte, der auch die Flügel der vielen Mühlen sich drehen ließ.

Anfangs hatte sie weite Spaziergänge dort hinaus gemacht, — doch je länger sie in Brügge weilte, der starren Stadt, die in den tausend Bändern ihrer Grachten wie gefesselt in jahrhundertealtem Schlaf liegt, deren wie auf harten Kohlenzeichnungen oder verbrannten Kupferstichen geschwärzte, selten nur mit einer zarten, blaßgrünen Schimmelpatina überzogene Häuserfronten wie geschnitzte Schiffshede ausliefen, mit ihren toten Straßen und gewundenen Gassen, den hohen Türmen, deren steinerne Ruten alles überschatten; — um so mehr war auch sie dem Zauberbann dieser Welt verfallen, in der sie nun lebte; — in die sich die elegante, lebenshungrige Baronin nach einem im Grunde verfehlten Leben geflüchtet und in die sie die junge Tochter verpflanzt hatte, gleich als wolle sie ihr beizeiten die Zuflucht der barmherzigen Türme mit ihren trostspendenden Glocken zeigen. Vielen vielen, nimmermüden Glocken mit ihrem Sterbegeläut, ihren Seelenmessen und Dreißigschlägen, ihrem Mett- und Vesperläuten! Den ganzen Tag über schwingen sie wie riesige, unsichtbare Weibrauchfässer auf und ab und lassen ihren Opferr Rauch von Klängen in den Himmel steigen. Der Wind trägt sie weithin über das Land, — der Wind, der in den Pappeln der Uferborde seufzt, und dessen geheimnisvolles Flüstern oft die Schwäne der Grachten von einer qualvollen Unruhe ergriffen sein läßt, so daß die sonst so gleichmäßig harmonischen, majestätischen Tiere ratlos hin und her treiben . . .

Die Sage erzählt, die schönen, hundert und mehr Jahre zählenden, großen Wasservögel seien einst aus einem alten Wappen heruntergestiegen und die Stadt müsse sie deshalb immerwährend unterhalten, um ein altes Unrecht zu sühnen, Buße zu tun für die ungerechte Verurteilung eines edlen Herrn, dessen Wappentiere sie waren . . .

Die junge träumerin lächelte trübe vor sich hin. Daheim, die Havelschwäne, sind nicht von so düster-romantischer Poesie umspinnen! Die Havel! Seidenblaue, weite, wolkenpiegelnde Wasserfläche mit ihren grünen Schilfufern! Und dahinter das Kindheitsparadies: „Charlottenhof“.

Villa Albani, schöne, klassisch edle Form, der Charlottenhof nachgebildet wurde, — rosendurchdusteter Park, Laubengänge, Goldfischbassins und jenes grüne Eckzimmer, das einst, an einem untergeklärten Abend, das Märchen von einem verkehrlichen, gläsernen Herzen hören durfte . . . , wann wird das Kind aus der Fasanerie, das verwehte, in weite, fremde Ferne getriebene, das alles wiedersehen? Wird es ihr jemals noch vergönnt sein?

Und euch, Thermen des Collius, euch, ihr „Römischen Bäder“, mit eurem dichten Nebendach des Eingangs, unter dem ein Brunnentrog aus Herculaneum steht, in den ein von Rauch gearbeiteter Steinbutt Wasser speit, — eine scherzhafte Anspielung auf den Schloßherrn von Charlottenhof, der einen solchen als Monogramm unter seine Zeichnungen zu setzen pflegte und im Kreise der königlichen Familie spaßhaft liebkosend „Butt“ genannt wurde . . . Mit eurem, von stillen Gartenmauern umschlossenen Viridarium, in dem die Marmorherme Max des Guten von Bayern Aufstellung gefunden hat, — des Vaters der einstigen Kronprinzessin Elisabeth, die nun an des Gatten Seite die Königskrone trägt.

Ob auch jetzt noch dann und wann der Tee in der Säulentallee des Schloßchens eingenommen wird, in deren buntbemalte Wände die reizenden Porzellanmedaillons mit Porträts aus der Familie Friedrich Wilhelms des Dritten eingelassen sind?

Und ob Peter Thümen . . .

Schweig stille, mein Herze . . .

Herbst und Winter waren vergangen.

Eines Tages reizte es den Maler von „Charlottenhof“, der den Anbruch des neuen Jahres in Brüssel verlebt hatte, einen Ausflug in die nahe, so malerische Stadt der Kirchen und Klöster, der Häuser, deren Giebel die Form von Bischofsmützen haben sollen, der madonnenbildgeschmückten Straßen und des ununterbrochen von Glockenklang erfüllten Windes zu unternehmen. Er führte den Plan aus und fuhr nach Brügge.

Soviel er von dem steinernen Dornröschen Belgiens schon gehört, so lebhaft er sich von der Wirkung dieses eigentümlich geprägten Stadtbildes einen ungefähren Begriff gemacht zu haben wähnte, so überrascht, ja, überwältigt war er von der Wirklichkeit.

Von den regungslosen Wasseradern, deren Stille edle Schwäne anzieht, schien ihm eine Lehre des Schweigens, eine erhabene Predigt von der Eitelkeit alles Irdischen und der Kraft und dem himmlischen Frieden der Entsagung auszugehen. Weshalb ein Kontrast zwischen Brüssel und dieser merkwürdigen Stadt! Wie einst in Palermo, durchstreifte er die Kirchen und Dome, trat gleich am ersten Abend in Notre Dame ein, — und erschrak beinahe über das Kirchhofsgepräge ihres Innern. Überall, an den Wänden, auf dem Boden, Leichensteine mit Totenköpfen, ausgebrochene Namen und Inschriften, deren steinerne Lippen die Zeit benagt hatte, — der Tod selbst durch den Tod verweist.

Aber in der Seitenkapelle verklärt sich das Nichts des Lebens durch den Anblick einer im Tode vereinigten Liebe. Lange stand Peter vor den berühmten Gräbern Karls des Kühnen und Marias von Burgund. Wie rührend waren sie! Namentlich das der holdseligen, toten Herzogin, die mit gefalteten Händen, den Kopf auf ein Kissen geschmiegt und die Füße auf einen Hund, das Symbol der Treue, gelegt, auf der schwarzen Sarkophagplatte ruht. —

Anderen Tages sah Pitt die wunderbaren, der Zeit trotzenen Gemälde von Pourbus, van Orley, Erasmus Quellyn, Crayer und Seghers mit ihren unverwecklichen Tulpengirlanden. Sah die Blumengärten der gemalten Kirchenfenster von Saint-Sauveur, den Farbenzauber der Altarblätter und Triptychen, verewigte Träume der alten Meister, deren rührend-ergreifender Schönheit keinen Eintrag tut, daß der Stifter der Altarflügel mit gefalteten Händen und die fromme Stifterin mit karneolfarbenen Augen mitten unter der Heiligenchar abgebildet sind . . .

Was Peter aber von den wunderbaren Werken dieser wunderbaren Stadt am meisten lieb gewann, war das Hospital von Saint-Jean. Hier hat Memling seine leuchtenden Meisterwerke hinterlassen, die er in der Zeit seines Genaufenthalts in dem Hospital schuf, und die noch jahrhundertlang die Frische und Kraft ihrer Wirkung auf den Beschauer ausüben werden.

Der junge Deutsche hatte Innengärten mit Buchsbaumeinfassungen durchqueren müssen. Ihre Häusermauern ließen stille Krankenstuben ahnen, in deren Abgelegenheit man den Schall der Stimmen dämpft. Nonnen huschten an ihm vorüber und verdrängten mit ihrer flüchtigen Gegenwart die herrschende Stille doch nur soviel, wie die leise gleitenden Schwäne der Grachten nur ein wenig Wasser verdrängen . . . Ein Duft von feuchtem Leinen, von weißen Flügelhauben, von Altartüchern, die aus uralten Schreinen hervorgezogen werden, füllte trotz des Gartenduftes ringsum die Luft.

Endlich gelangte Pitt zum Allerheiligsten mit seinen unschätzbaren Gemälden und dem berühmten Reliquien schrein der heiligen Ursula, einer gotischen Miniaturkapelle von leuchtendem Gold, die auf jeder Seite in drei Feldern die Geschichte der elftausend Jungfrauen erzählt.

Peter erkannte den starken Glauben der großen flandrischen Meister, die diese Votivgemälde hinterließen . . . Sie malten, wie man betet.

In Gedanken verloren, verließ er das Hospital.

Es war ein herrlicher Maimorgen. Ein glücklicher Stern führte ihn in die Gartenanlagen am Minnewater, dem „Wasser, wo man liebt“. Am Ufer des schlummernden



Teichs mit seinen weißen Nigerosen, unter hohen Bäumen, stand eine Bank, von der aus man einen schönen Blick auf die Mühlen am Horizont hatte. Denn hier, am „Minnewater“, war die Stadtgrenze. Erst dehnte sich, an die Vorstadt anschließend, der Bezirk der Beghinenklöster aus, und dahinter kam gleich das freie Land . . .

Plötzlich erschrak er so heftig, daß es ihm die Gedanken verschlug. Ging dort, zwischen zwei jungen, rotwangigen, fröhlich plaudernden Beghinen nicht Annemone Lyngen vorüber . . . ?

Im ersten Augenblick glaubte er nicht anders, wie es narre ihn ein Spuk, ein Phantasiespiel seiner Gedanken. Doch nein, — jetzt hatte auch sie ihn erkannt.

Es war Annemone!

Wie kam sie hierher, in die Gesellschaft der Beghinen, — sie, die er in Paris verheiratet glaubte?

Das Rätsel klärte sich bald. Auf der Bank am „Minnewater“ neben ihm sitzend, erzählte sie ihm, wie sie die Mutter in bedürftiger Lage gefunden habe, doch auf ihren dringenden Wunsch sich nicht an die Potsdamer Verwandten gewandt, sondern über ihre näheren jetzigen Lebensverhältnisse in allen Briefen geschwiegen habe. Sie erzählte auch von der armen, aber stillglücklichen Zeit, von der Erkrankung der Baronin und — von ihrem Tode in den ersten Tagen des Jahres.

„Seither wohne ich noch immer im Spital ‚Zum barmherzigen Herzen Jesu‘ und pflege auch dort. Du mußt wissen, Pitt“ — das alte, liebe Kinder-Du, das sie ihm so selbstverständlich gab, trieb ihm Tränen in die Augen —, „so richtige, strenge Nonnenklöster sind die Beghinenheime nämlich nicht! Man kann ganz gut trotz etwaigen Beghinentums wieder weltlich werden, — und sogar, was freilich selten vorkommt, geradeswegs aus dem Kloster heraus heiraten.“

Ein leises, schalkhaftes Lächeln stand in den Kastanienaugen der Fünfundzwanzigjährigen.

„Zuerst habe ich mich damit begnügt, Mama zu pflegen, so gut ich es verstand. Da mir gleichwohl viel freie Zeit verblieb und es mich quälte, diese so fruchtlos verrinnen zu lassen, bat ich um die Erlaubnis, mich an der Pflege auch der anderen Patienten beteiligen zu dürfen. Man hat sie mir gewährt und auch nach dem Tode der armen, lieben Mama nicht wieder entzogen.“

Sie hob wehmütig-feier die Achseln. „Deine Annemone, guter Pitt, ist so arm wie eine Kirchenmaus geblieben.“

Seine Stimme wurde leise und innig. „Ich liebe dich ja, Annemone, meine Annemone . . . ! Weißt du es nicht!? Von dem Tage an liebte ich dich schon, an dem du als Kind neben Lumpel und mir im Schnee knietest, — weißt du noch, liebe, liebe, Annemone? Wie eine Waldprinzessin kamst du mir vor, — wie das lebendig gewordene Märchen des deutschen Winterwaldes, das Reh gütternd und den possierlichen Rotschwanz auf der Schulter.“ Nach kurzer Pause fuhr er fort: „Ich wagte nicht, meine Hand nach dem Märchenprinzchen auszustrecken. Mein Herz war immer dein; aber wer war ich? Konnte ich wagen, um Annemone Lyngen zu werben!?“

Er hielt inne und fuhr dann fort: „So stand es, bis ich vor zwei Jahren mein erstes großes Bild verkaufte. Da hatte ich Mut bekommen. Aber mein Schwesterchen sagte mir, du seiest zu deiner Mutter nach Paris gegangen und habest dich dort verheiratet. Sie muß sich geirrt haben . . .“ Ein Gedanke schien ihm zu kommen, doch er ließ ihn sogleich wieder, tiefaufatmend, fallen. „Weißt du, wie dieses Bild heißt, Annemone? Es kann dir viel erzählen! ‚Charlottenhof‘ — und auf der römischen Bank vor der Terrasse sitzt ein junges Mädchen, — ahnst du, Annemone, wessen Züge sie trägt!?“

Sie hatte die Stirn gesenkt und Träne auf Träne fiel aus ihren Wimpern. Pitt sah die Tropfen fallen . . . Waren es Tränen des Glückes?

„Annemone, liebe Geliebte du, — willst du es mit einem Maler wagen? Einem simplen Maler, der dich sehr lieb hat und der es sich jetzt schon zutrauen darf, eine Frau, sogar ein verwöhntes Waldprinzchen, zu ernähren, selbst wenn sie nach Feenart nur Taupropfen zum Morgenkaffee trinken sollte, und wenn sie einen Salon zu eröffnen wünschte, in dem es außer dem bewußten dünnen Tee und den mohnblattschmalen Schnittchen reichliche Kost von Fougues und Byron gibt, stets die neuesten Reiseberichte des Grafen Büdler und ebenso alles, was sich nur über den ‚Far West‘ aufreiben läßt, . . . und wenn sie an Linon und Musseline und Changeantseide und an Galoschen und Parapluies das halbe jährliche Einkommen eines Stadtrats zu verschwenden gedächte . . . !“

Er zog ihr sacht die Hände von den Augen: „Muß ich noch mehr versprechen, was ich vielleicht nicht halten kann . . . ?! Du böse Annemone, die du so hartnäckig schweigst . . . !“

Da sah er, daß sie vor Glück weinte. —

Das junge, nach Potsdam zurückgekehrte Paar kam gerade zu der schon lange erwarteten Doppelhochzeit in den Familien Luchesini und Prikow zurecht. Auch Käthe Thümen war zu Gast geladen. Sie kam, — in der Kaiserswerther Diakonissenstracht, die sie seit Jahr und Tag trug. Der Glückwunsch, den sie auch an die junge Frau ihres Pflegebruders richtete, war aufrichtig herzlich, — sie hatte sich durchgerungen und beschieden und war in ihrer Liebesarbeit im „Königin-Elisabeth-Kinderheim“, das ihr selbst einmal eine Zuflucht geboten hatte, glücklich. Ihr ruhiges, von Herzen heiteres Lächeln, das sie Annemone zeigte, nahm Peter eine bittere Sorge von der Seele. In Zukunft entwickelte sich zwischen den „Geschwistern“ ein herzlich-inniger und warmer, schöner Verkehr. Von der „Heirat“ Annemones in Paris aber wurde nie ein Wort gesprochen, — die war vollkommen in Vergessenheit geraten. — — —

Die Jahre gingen hin.

Wieder einmal war der Winter und ein neues Jahr herangekommen. Es hatte Preußen Landestrauer gebracht.

In der Nacht vom ersten zum zweiten Januar 1861 hatte Friedrich Wilhelm der Vierte ausgelitten. — Das Schicksal hatte seinen letzten Wunsch erfüllt: der aus Italien Heimgekehrte war in Deutschland, im geliebten Sanssouci, gestorben. Die Gärten und Schlösser, die er mit soviel Liebe, soviel zweifellos eigener künstlerischer Beteiligung gestaltet oder umgestaltet hatte, waren seinen letzten Erdentagen Heimat gewesen. Noch einmal war er in den Mittagsstunden, von seiner getreuen Pflegerin, der Königin, geleitet, langsam durch die sonnigen Lichtungen des einstigen „Rehgartens“ des alten Friesen geschritten, am Fuße des Hügels hin, der Schloß Sanssouci und die neuerbaute, dem Vorbild des Mediceerpalastes nachgebildete Orangerie trägt, — durch den „nordischen“, den „sizilianischen“ und den lieben „Paradiesgarten“, in dem die alten Maulbeerbäume pietätvoll geschont worden waren, — hatte Abschied von dem allen genommen. Ein sachter Wind hatte seinen Schneestaub aus den Kronen der amerikanischen Koniferen auf den Weg des todkranken Monarchen niederrieseln lassen. Alexander von Humboldt hatte sie einst von seinen Reisen mitgebracht und in märkischen Boden verpflanzt, wie so manch anderes Kind fremder Flora. Aber auch unterm Schnee hatte immergrünes Nadelkleid geschimmert.

Und nun läuteten alle Glocken im Lande Trauer um den toten König.

Wo einst an Friedrichs sterblicher Hülle die Offiziere und Grenadiere der Kriege, die Preußen groß gemacht, vorbeidefiliiert waren, hatte man jetzt den Nachfahren aufgebahrt.

Nun endlich hielt der geniale Romantiker auf dem Thron in blassen, gefalteten Händen die unsichtbare, blaue Blume, von der sein allzu hochfliegender und über die von der Natur gezogenen Grenzen hinaus reger Geist so oft in heißer Sehnsucht geträumt. Über die hohe, edle Stirn breitete der Tod seligen Frieden und Berklärung.

Fast ein Duzend Jahre später hatte das „Königin-Elisabeth-Kinderheim“ in Potsdam einen stolzen Festtag.

Die Königin-Witwe, Preußens „Diakonissenkönigin“, — „Mutter Königin“, wie sie die Verwundeten der drei glorreichen Feldzüge ihres Schwagers nannten, wo immer sie sich in den Spitälern und Ambulanzen sehen ließ, — Preußens heilige Elisabeth besuchte die Stiftung aus ihrer Kronprinzessinnenzeit, die schon soviel Segen verbreitet hatte.

Schwester Käthe Thümen, die derzeitige Oberin, trat dem hohen Gast mit ihrem jüngsten Pflegling auf dem Arm entgegen, derweil sich ein fünfjähriger Blondkopf —, der nur zu Besuch bei „Tante Käthe“ anwesende, älteste Enkel ihres Pflegebruders, — Sohn des bei Wörth gefallenen Leutnants beim „Kronprinzenregiment“, den schlesischen Dragonern, — an ihrem Rockschöß hing und sein neues, schwarz-weiß-rotes Fähnchen schwenkte.

Da beugte sich die alte, siebzigjährige Fürstin nieder und strich lieblosend dem Bürschchen über das Struwwelhaar. Ein Blick voller Wehmut umfaßte die Gestalt der trotz ihrer grauen Scheitel noch immer rüstigen Diakonisse mit dem Kinde auf dem Arm.

Gegen Abend verabschiedete sich dann der hohe, liebe Gast, um nach Dresden zurückzukehren. —



Elisabeth von Preußen ist dort am 14. Dezember 1873 gestorben. Wie eine Heilige hat sie die tiefste Tragik ihres Loses getragen, — den Schmerz um das versagte Glück eigener Kinder in doppelten Segen für Unzählige verwandelnd. Dem ganzen Lande war sie in Wirklichkeit eine Mutter. Kaum eine andere Fürstin in Preußen hat soviel charitative Einrichtungen ins Leben gerufen wie sie.

Ein Engel der Armen, der Kranken und vor allem der Kinder ihres Volks ging sie den schweren Weg an des Galtens Seite durchs Leben, helfend, tröstend, Ströme von Liebe spendend.

Neben Friedrich Wilhelm dem Vierten ruht sie am Eingang von Sanssouci in der Friedenskirche, die ihrem fürstlichen Erbauer erst im Tode gewähren sollte, was er, als er ihr

den Namen gab, sich im Leben von ihr erhofft hatte: Frieden. Zwei ebenerdige Platten von weißem Marmor bezeichnen die Stellen, keine prunkhaften Sarkophage. Dafür hält zu Häupten der Gruft Teneranis Marmorengel Wacht, ein Bote mit jenem stillen Glanz, der der Nähe Gottes entstammt, ein Bürger jenes Reiches, in dem wahrhaft ewiger Friede herrscht.

Draußen aber, seitab des grünen Gitters vom Marlygarten, im Havellande und darüber hinaus im ganzen weiten Deutschland gibt es immer noch genug Blondköpfe, die wie ein Symbol Fähnchen mit Deutschlands Farben in den Kinderfäusten schwenken, wie einst, zwei Jahre nach des Reiches Gründung, der kleine Enkelsohn Peters und Annemones sie der einstigen Schloßherrin von Charlottenhof entgegenhielt. Und den Kindern gehört die Zukunft! —

## Chinesisches Stäbchenspiel. Von Frida Schanz.

Sie hebt den Blick kaum von den zarten Stäben.  
Ihr Gegner ist so ruhig und gewandt.  
Sie spielt heut ungeschickt, die Stäbchen beben  
Gleich ihrer Seele, ihrer weißen Hand.

In weite Ferne geht ihr leises Sinnen.  
Ach, einen andern Spieler wünscht sie her!  
Und fühlt doch sicher, dieser wird gewinnen,  
Was er gewinnen will: dies Spiel — und mehr!

## Maler vor der Natur. Von Paul Gey.

Da sitzen sie, auf altberühmten Plätzen wie dem Forum zu Pompeji oder unter den Säulen des Dogenpalastes zu Venedig, aber auch an bescheidenen Stellen wie im Hafen

lebendiger im Garten blühte. Nein, die Kunst mußte noch etwas anderes sein und geben. Wer nur nachahmte, blieb im Vorhof stehen. Der Gipfel der Kunst ruhte, um mit Goethe zu reden, „auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntnis, auf dem Wesen der Dinge, insofern es uns erlaubt ist, es in sichtbaren und greiflichen Gestalten zu erkennen“. Man kann die Natur nicht umgehen; der Künstler muß sie studieren, um von ihr ausgehen und jederzeit zu ihr zurückkehren zu können. Es ist im Grunde langweilig, die Baureste des Forums zu Pompeji genau abgemessen aufs Blatt zu bringen. Der photographische Apparat macht das schneller und richtiger. Aus ihm holt man die Bilder wie junge Späßen aus dem Nest, während für den Zeichner und Maler die Dinge tödlich im Raum stehen und er sie nur mit Mühe und gestützt auf viele Erfahrungen packen kann. Aber wenn er sie erst einmal hat, dann zeigt sie ihm die Rätsel, die hinter ihrer Erscheinung stecken.

Alle großen Kunstwerke, nicht bloß Bilder, sondern auch Dichtungen und Kompositionen, haben sozusagen einen doppelten Boden. Ihre



Im Hafen von Geestemünde.

von Geestemünde oder in der Somali-Schau des Berliner Zoo, und haben den Block auf den Knien liegen und zeichnen mit mühseliger Geduld, was sie sich auserkoren haben. Oder sie stehen gar vor der Staffelei, mitten in der Großstadt Kopenhagen oder in der Einsamkeit einer Insel im Comer See, die Palette hängt über dem Daumen und die Stummelpfeife zwischen den Zähnen, und sie versuchen das farbige Wunder der Welt unmittelbar zu erschaffen, schwere Arbeit, denn das Bild wandelt sich dauernd wie Sonne, Wolken und Wind.

Es hat verständige, wenn auch nüchterne Zeiten gegeben, wo man darüber einig war, daß die Kunst nichts anderes sei als die Nachahmung der Natur. Später ist man dahinter gekommen, daß die bloße Nachahmung ein höchst dürftiges Ziel bedeute und ein unnützes dazu, denn es konnte doch wenig Sinn haben, eine Rose zu malen, die ungleich prächtiger und



Vor Schloß Kristiansborg in Kopenhagen.



erste Bedeutung ist oft leicht zu erkennen, und viele lassen sich damit genügen. Aber früher oder später beginnt dies oder jenes Werk noch einmal und in bisher unerhörter Weise mit und zu uns zu reden, und diese zweite Sprache, das ist erst die eigentliche. Der Hintergrund der Dinge tut sich auf, und wir dringen, an der Hand des Künstlers, des Sehers, weit in jene geheimnisvollen Dunkelheiten ein, in denen der Sinn des Lebens steckt. Wenn ein Kunstwerk das vermag, so fragen wir nicht mehr, ob es in jedem einzelnen Zuge der Natur



Unter den Säulen des Dogenpalastes zu Venedig.



Im Forum civile zu Pompeji.

entspricht. Wie wenig das überhaupt der Fall ist, bedenken nur wenige. Der Dresdner Arzt und Kunstfreund Carus, der Bewunderer Kaspar David Friedrichs, des großen romantischen Landschafters, hat einmal zu einem lehrreichen Versuch ermuntert. Man betrachte einmal ein Stück Natur im Spiegel. Man hat sie hier mit allen ihren Reizen, allen Formen und Farben abgebildet. Aber sowie man neben das Spiegelwerk ein Kunstwerk hält, stellt sich heraus: an Wahrheit und Treue ist das Spiegelbild dem Gemälde weit voraus. Das Reizende schöner Naturformen, das Leuchtende der Farben wird im Bilde, wie Carus schreibt, nie auch nur zur Hälfte erreicht. Allein das Kunstwerk ist eine kleine Welt, während das Spiegelbild ein beliebiges Stück Natur ist, herausgerissen aus seinen organischen Verbindungen und in widernatürliche Schranken geengt, keine in sich beschlossene Schöpfung, nur ein einzelner Ton aus einer unendlichen Harmonie.

Diese Harmonie vernimmt der Maler, der ein Künstler ist, vor der Natur, und sie bemüht er sich überzeugend zu gestalten. Es ist dabei gleichgültig, ob die Natur nach der gewöhnlichen Auffassung schön ist oder nicht. Wie der große französische Bildhauer August Rodin sagt, geschieht es häufig, daß ein in der Natur äußerst häßliches Wesen in der Kunst um so schöner wird. „Wenn der Künstler die Natur verbessert, wichtige Dinge in ihr umnebelt, verhüllt, mäßigt, um der unwissenden Menge zu gefallen, so kann nur etwas Häßliches dabei herauskommen, weil er Furcht vor der Wahrheit hat. Für den, der den Namen Künstler verdient, ist in der Natur alles schön, weil seine

jede äußere Wahrheit unerschrocken aufnehmenden Augen darin wie in einem offenen Buch mühelos jede innere Wahrheit zu lesen vermögen.“

Der dies schrieb, war ein Praktiker, und vor seiner Erkenntnis versöhnten sich widerstreitende



Auf der Insel Comocina im Comersee.  
(Bilder Carl Deltus.)



Parteien, wie sie der Laie als Naturalisten und Idealisten vor sich zu sehen glaubt. Selbst ein der gemeinen Wirklichkeit so abgewandtes Genie wie Feuerbach hat aufs gründlichste die Natur studiert. Sie bot ihm den Grundstein, auf dem er die Schlösser seiner Träume baute. Und dem Naturalisten Menzel tut man unrecht, wenn man ihn zu den Abschreibern der Natur rechnet. Er hat sie gekannt und gekonnt vom Gamaschenknoß bis zum Krönungsbild; auf der Kurpromenade und im Eisenbahnabteil hat er sie studiert und mit fast pedantischer Gründlichkeit gemalt und vor allen Dingen immer wieder und wieder gezeichnet. Aber über dem bescheidensten Blatt dieses Meisters liegt ein zauberhafter Hauch. Wenn er den Berlin-Magdeburger



Bei einer Somali-Schau im Berliner Zoo.  
(Presse-Photo.)

Bahndamm malt, so ist das gar nichts Außerordentliches. Doch es steckt darin, was Carus Erlebniskunst nannte, um etwas Höheres als die gewöhnliche Landschaft zu kennzeichnen. Hier offenbart sich in engem Rahmen das große geheimnisvolle Leben der Erde, und unser Herz spürt den zweiten Sinn, der in jedem echten Kunstwerk steckt.

Dem Maler vor der Natur ist er oft nicht gleich gegenwärtig. Er hat zunächst zu tun, den Gegenstand auf seinem Blatt unterzubringen. Aber während er das Handwerkliche

leistet, wird ihm häufig offenbar, warum er gerade hier und nirgends anders arbeitet, und selbst wenn es ihm verborgen bleibt, ist es dieses Gefühl der inneren Notwendigkeit, was sein Werk vollkommen macht.

## Die Streichholzschachtel. Eine Erzählung von Martin Proskauer.

Die Nummer der dressierten Schimpanse ging zu Ende. In der Mitte der Bühne stand ein kleiner, gedeckter Tisch, an dem Affka, der große Schimpanse mit ernstem, schwarzem Gesicht saß. Mit hastigen Bewegungen ergriff er das Trinkglas, setzte es leer wieder ab, hieb mit der Gabel auf das Stüßchen Ananas, das ihm der kleine Schimpanse Bassi als Diener aufwartete und warf einen raschen Blick seitlich zurück. Dort stand Goblins, Herr und Meister der beiden, der erst heute mittag bei der alltäglichen Probe zur Lederpeitsche gegriffen hatte, weil Affka nicht gleich mit der Gabel den Broden aufspießen konnte. Aber jetzt war es gelungen. Affka war glücklich. Jetzt kam noch das Zigarettenanzünden — das machte er gerne, es spielte sich so nett mit dem blanken Ding, das ihm der Herr überreichte und aus dem etwas heißes Leuchtendes sprang, wenn man seitlich auf den Knopf drückte — dann kam das Ausziehen des Frackanzuges und schließlich nahm ihn der Herr auf den Arm und trug ihn von der Bühne.

Nachher konnte Affka ruhig in seinem großen, weich mit Stroh ausgelegten Käfig sitzen, Bananen als Abendbrot schälen und leise sich mit Bassi, dem kleineren Gefährten, verständigen. Das war das Schönste. Bassis Transportkäfig stand schräg gestellt dicht neben dem anderen, so daß sie sich sehen konnten. Und wenn der Herr gegangen war, dann war es Affka und Bassi, als ob sie wieder in früher Kindheit im dämmerigen Dunkel der Urwaldbäume hockten.

Dann ließ Affka die Bananenschale fallen, an der er genagt hatte, streckte die Arme durch das Gitter und lockte Bassi, den schwarzen Bruder, mit seltsam weichen, klagenden Tönen. Und Bassi preßte sich gegen das Drahtgitter und weinte leise vor sich hin. Später wurde es draußen im Gang und über ihnen ganz ruhig. Bassi schlief ein und träumte vom Urwald, vom sicheren Versteck an einem haarigen Affenleib, der ihn so sicher im Sprung durch die Äste getragen hatte — bis einmal etwas knallte und die Mutter mitten im Flug durch die Blätter schwer auf den Erdboden schlug. Dann schrie Bassi im Schlaf klagend auf, bis ihn Affkas leises Plappern tröstete. —

Jetzt war die Nummer zu Ende, Affka hockte auf dem Arm des Herrn. Aus dem Zuschauerraum polterte das dumpfe Geräusch des Beifalls, und die Falten des Vorhangs fielen vor der dunklen Öffnung zusammen.

„So, das wäre wieder mal geschafft,“ sagte der Dressieur vor sich hin. „Hopp, Affka, lauf, du fauler Kerl!“

Er warf den Affen mit einem Ruck von seinem Arm und nahm Bassi, den ein Bühnendiener solange gehalten hatte, an die Hand. Zufrieden trottete Affka voran. Die Leute räumten gerade den kleinen Tisch beiseite, auf dem noch etwas

Blühendes lag. Unbemerkt haschte Affka im Vorbeilaufen danach und verbarg es in der schwarzen Pfote. —

Der Dressieur drehte das Licht aus, schloß die Tür ab und ging. Jetzt war alles still und dunkel um sie. Affka saß im Käfig und spielte gedankenlos im Stroh. Gegenüber hockte Bassi und sah den größeren Bruder sehnsuchtsvoll an. Da stießen Affkas spielerische Hände auf das kleine, blanke Ding, das er vorhin gestohlen hatte. Er glückte befriedigt vor sich hin. Aus diesem Ding, das ihm der Herr auf der Bühne gab, sprang das heiße Leuchtende.

Er drückte mit dem kurzen, schwarzen Daumen auf den Knopf des Zigarettenanzünders. Bassi sah auf, als die kleine Flamme plötzlich aufleuchtete. Affkas Gesicht war ganz hell beglänzt, er entblökte das Zahnfleisch zu breitem Grinsen.

Mit dem Zeigefinger der anderen Hand befühlte er das Ding — das brannte plötzlich, und vom Schmerz erschreckt ließ er es fallen. Einen Augenblick war alles dunkel. Da witterte Bassi. Unruhig drängte er vom Gitter zurück. Aus der Richtung des anderen Käfigs wehte ein sonderbarer Geruch, allen Tieren der Wildnis aufs tiefste zuwider, durch hunderttausendjährige Erfahrung als Furchtgefühl ins Blut geprägt — Brandgeruch. Da griff auch schon Affka mit den schwarzen Händen in die Gitterstäbe und rüttelte daran — aus dem Stroh züngelte knisternd eine kleine, gelbe Flamme.

Affka heulte auf, Bassi schrie, und wie das Echo der jäh aufgeschreckten Kreatur sich in dem fahlen Raum überschlug, flammte es hoch im Stroh auf, war plötzlich alles ringsum zuckend erhellt.

Bassi schrie. — Affka sprang im Käfig durch die Flammen, daß sein Schädel gegen den Deckel krachte.

Bassi schrie. Affka war still.

Beizender Rauch erfüllte die Stube. Das Feuer verflatterte, die zollviden Wände konnten von der schnellen Strohflamme nicht einmal glimmen.

Bassi schrie — schrie.

Als der Wärter von seinem Rundgang um das große Haus in den Keller zu den Garderoben kam, gestalte ihm das heißere Kreischen der Todesangst entgegen. Stidiger Brandgeruch wehte durch die Türspalte.

Eine halbe Stunde später stürzte Goblins, den man aus seinem Hotel geholt hatte, herein. Ein Blick zeigte ihm, daß Affka längst erstickt und tot war. Als er Bassis Käfig aufschloß und den noch leise stöhnenden Affen herausholen wollte, wehrte sich dieser so verzweifelt, so wahnsinnig und sinnlos, daß zwei Männer anfassen mußten und ihn schließlich in eine Decke gehüllt ins Freie schafften. —

Am nächsten Tage kam der Dressieur zum Direktor.



„Gobblins, das ist ein großes Unglück für Sie. Der arme Schimpanse tut mir leid. Ihre Nummer fällt nun aus.“

„Ja leider. Wenn das Biest nicht den Zigarettenanzünder mitgenommen hätte!“

Der Direktor sah auf. Gobblins stand mit geballten Fäusten und verzerrtem Gesicht da.

„Mir scheint“, sagte der Direktor, „der Affe kann nichts dafür. Warum lassen Sie solche feuergefährlichen Sachen rumliegen? Was nun?“

„Ich will den andern Affen, der bisher den Diener gemacht hat, rasch für die erste Rolle dressieren. Als Diener engagiere ich irgendein junges, nettes Mädel, das dem Affen assistiert. Ich denke, in vier Wochen steht die Nummer wieder bühenfertig. Einen anderen Schimpansen kriege ich so schnell nicht ran; die eingewöhnten Tiere sind schwer zu haben.“

„Aber für unser Programm fällt Ihre Nummer aus.“

„Ich weiß, Herr Direktor. Ich möchte bloß tagsüber auf der Bühne probieren.“

„Werden Sie nun auf den anderen Schimpansen besser aufpassen?“

„Darauf können Sie sich verlassen, Herr Direktor. Das Tier schläft von jetzt an mit mir im Zimmer, da kann nichts passieren.“

„Meinetwegen“, sagte der Direktor, „solange die Bühne nicht gebraucht wird, können Sie sie benutzen.“ —

Nun begannen für Bassi, den kleinen Schimpansen, schwere Tage. Er, der bisher eigentlich nur als Spaßmacher über die Bühne gelaufen war, der ruhig fallen lassen durfte, was er trug, wurde plötzlich in den schwarzen Gradanzug und Mantel gezwängt. Der Herr führte ihn auf die Bühne. Da stand ein kleiner, vernickelter Kleiderständer.

„Bassi, den Stod anhängen.“

Die derbe Faust des Herrn führte Bassis Hand mit dem Spazierstöckchen an den Ständer.

„Bassi — Stod weghängen!“

Es war schwer für die kleine, schwarze Affenhand, den Griff des Stodes an den Kleiderhaken zu bringen — und rasch saute die Lederpeitsche des ungeduldigen Herrn nieder.

„Bassi, Mantel ausziehen!“ —

„Bassi, Mantel anhängen!“ —

„Bassi — anhängen! Gut, Bassi, sehr gut!“

Und weiter ging die schwere Arbeit; das ganze Gehaben eines Gradmenschen, den dieses kleine, schwarzhaarige Urwaldtier verständnislos nachahmend darstellen sollte, entsprach nicht dem Wesen des Schimpansen.

Ja, hätte Bassi klettern dürfen — wie wäre er am Seil hinauf, unterm hochgespannten Dach hin im weiten Flug zum nächsten Halt geflogen — neben ihm wäre der geschickteste Luftakrobat ein Stümper geblieben. Aber so mußte Bassi am Tisch sitzen und eine zur Schlinge geknotete Serviette über den Kopf ziehen. „Bassi, die Serviette!“

Bassi tastete, vom drohenden Ton der Stimme getrieben, auf dem Tisch herum. Und schon piß ein Peitschenhieb, schon riß der Herr ihm die Serviette über den Kopf.

Das Mädchen, das als Page gekleidet, daneben stand, den Messingteller mit den Ananasstücken in der Hand, sprach dazwischen: „Wird Bassi nicht verprügelt, wenn er zuviel Schläge bekommt? Er muß doch erst umlernen.“

Der Dressieur wandte ihr sein finsternes Gesicht zu: „Halten Sie den Mund, Fräulein! Der Affe gehorcht, wie ich es will, oder ich zerSchlage ihm die Knochen. Sie haben Ihre Arbeit zu machen — sonst nichts, verstanden?“

Das Mädchen senkte das blutrot gewordene, hübsche Gesicht. Als sie jetzt Bassi den Teller hinschob, steckte sie ihm rasch ein Stückchen Ananas in den Mund. Dankbar schmatzte der Schimpanse und streckte den Arm nach ihr aus.

„Bassi — aufpassen!“ schrie der Dressieur.

Angstvoll freischend sprang der Affe auf und mit einem Satz dem Mädchen in die Arme. Ängstlich an sie geschmiegt wie ein hilfloses, schwarzes Kind hing er dort.

„Runter mit dem Affen“, befahl Gobblins. „Das wäre ja noch schöner, wenn Sie mir die Dressur stören wollten!“

Das Mädchen trug den Affen zu seinem Stuhl und setzte ihn auf seinen Platz. „So, Bassi“, sagte sie leise und streichelte leicht seinen Kopf, „schön brav sitzen und aufpassen!“

Noch einmal glitten ihre Finger durch das rauhhaarige Fell, dann trat sie rasch zur Seite.

Bassi sah ihr nach, ganz feucht glänzten seine traurigen, braunen Urwaldmenschen-Augen, und er plapperte glucksend, wie er früher im Käfig mit Afrika gesprochen hatte. —

Als Gobblins das Kunststück des Zigarettenanzündens

üben wollte, stieß er auf den wütenden Widerstand des Tieres. Kein Schreien und Toben, keine Strafe half; sobald Bassi den kleinen, vernickelten Zigarettenanzünder sah, warf er sich zurück, daß er fast hintenüber fiel, die Lippen vor Angst weit über das Zahnfleisch zurückgezogen. Und wenn der Dressieur auf den Knopf drückte, der Deckel aufklappte und die kleine Benzinflamme aufladerte, sprang Bassi von seinem Stuhl und rannte freischend davon. Vergeblich suchte die Assistentin ihn zu halten, er riß sich los; und als Gobblins mit derber Hand zupackte, biß Bassi in sinnloser Angst zu, daß der Mann laut fluchend loslassen mußte.

Wütend nahm er die Peitsche vom Boden auf, und das Mädchen sah zitternd, wie er auf den Affen losging, der immer noch schreiend in den Falten des Vorhanges hockte.

Da kam ihr ein Gedanke: „Herr Gobblins, Sie müssen Ihre Hand verbinden, das kann eine Blutvergiftung werden!“

Der Dressieur betrachtete die Bißstelle. „Glauben Sie?“

„Gewiß! Ich habe selbst bei einer Nummer gearbeitet, da ist einer gestorben, weil ihn ein Hund nur gekratzt hat.“

Gobblins warf die Peitsche fort. Das eben noch wutgerötete Gesicht war ganz blaß.

„Dann will ich lieber gleich die Stelle reinigen und verbinden. Bringen Sie das Tier in den Käfig. Aber warte nur“, drohte er, „morgen geht's weiter!“

Die Assistentin trug den Affen in den Garderobenraum, wo sie ihm Fruchtfaß zu trinken gab. Während er mit angstvollen Bewegungen hastig trank, strich sie ihm das Fell und redete ihm zu wie einem kleinen Kind: „Laß nur, mein kleiner Bassi — morgen geht es schon besser. Morgen kann Bassi das Feuer ganz allein anzünden — nicht wahr, du kleiner, schwarzer Bassi?“

Der Schimpanse drängte sich so dicht gegen sie, daß sie ihn in die Arme schließen mußte. Den Kopf gegen ihre Brust gedrückt, blieb er zufrieden sitzen. Und als sie ihn schließlich in den Käfig setzte, weinte er sehnsüchtig hinter ihr her.

Am nächsten Tage auf der Probe sagte sie zu dem Dressieur, der sich vergeblich mühte, dem Schimpansen das kleine Benzinfeuerzeug in die zuriückschauernde Hand zu zwingen: „Bassi wird dieses Feuerzeug nie anfasseln. Ich glaube, daß er gesehen hat, wie damals der andere Affe im Käfig damit gespielt hat, und er bringt das mit dem Brand zusammen. Bassi ist sehr klug.“

„Ach was“, knurrte Gobblins, „widerpenstig ist er. Und den Zigarettenstiel muß er machen.“

„Vielleicht stellt er sich mit Streichhölzern besser an. Darf ich mal probieren?“

Sie holte eine Streichholzschachtel und gab sie dem Affen in die Hand. Verspielt schob Bassi die Schachtel auseinander, und unzählige Male mußte sich das Mädchen bücken, um die herausgefallenen Hölzer aufzuheben, bis das Tier verstand, ein einzelnes Hölzchen herauszunehmen und festzuhalten.

Als Gobblins vom Frühstück zurückkam, konnte sie ihm zeigen, daß Bassi mit einiger Nachhilfe ein Zündholz zu entflammen verstand.

„Er schreckt noch ein bißchen vor der Flamme zurück“, sagte sie gutmütig, „aber wenn ich ein paar Tage übe, gewöhnt er sich auch daran.“

Der Dressieur sah die Assistentin mit zusammengekniffenen Augen an. Das Mädchen, das mit belebtem Gesicht und blanken Augen um das Tier bemüht war, gefiel ihm plötzlich. Er ließ den Affen noch einmal die ganze Nummer durchprobieren, dann sagte er befriedigt: „Famos, die Sache klappt. Ich gehe nachmittag gleich zum Agenten, vielleicht kriegen wir noch für den nächsten Monat ein gutes Engagement.“ —

Der erste Abend, an dem Bassi auf der Bühne seine Kunststücke vorgeführt hatte, war vorbei. Das Publikum klatschte in bester Laune Beifall, und Gobblins mußte sich mit seinem Affen ein paarmal verbeugen, bevor der Vorhang fiel. Hinter der Bühne ließ er den Affen auf die Erde springen, packte ihn am Kragen und schlug plötzlich auf ihn ein.

„Kannst du das Streichholz nicht ordentlich anfasseln, wie du's gelernt hat?“ schimpfte er. „Dir werde ich's schon beibringen, du dummes Tier.“

Da trat der Regisseur des Varietés zu ihm. „Die Nummer hat sehr gut gefallen, lassen Sie das Tier nur in Ruhe.“

In Gegenwart des Regisseurs nahm der Dressieur sich rasch zusammen, und als der andere ihn zu einem Glase Wein einlud, rief Gobblins die Assistentin: „Hier ist der Schlüssel zu meinem Zimmer, bringen Sie Bassi hin und üben Sie den Streichholztrick, bis er's kann. Ich komme bald nach Hause.“

Im Zimmer des Dressieurs ließ das Mädchen den Affen



frei, der sich zärtlich an die Begleiterin schmiegte und eifrig mit den schwarzen Händen das schwierige Kunststück der Streichhölzer übte.

Allmählich wurde es spät. Sie fütterte Bassi, legte die Streichhölzer außer Reichweite des Tieres auf einen hohen Schrank und brachte das Tier in seinem Schlafkorb zur Ruhe. Das Mädchen öffnete weit die Fenster, so daß die milde Luft der Frühlingsnacht hineinwehte.

Müde und abgepannt saß die kleine Assistentin nun da, als plötzlich die Tür aufgerissen wurde und Goblins über die Schwelle stolperte. Er war nicht mehr nüchtern und ließ sich, den Hut auf dem Kopf, in einen Stuhl fallen. „Na, Kleine,“ sagte er blinzeln, „alles in Ordnung? War Bassi brav? Sind Sie auch brav?“

Er stand schwanke auf und wollte das Mädchen umarmen. Entsetzt sprang sie zurück.

„Herr Goblins, lassen Sie mich in Ruhe!“

„Ach was, Mädchen, hab' dich nicht so — Bassi hat gehorchen gelernt, du mußt auch gehorchen lernen.“

Bassi, der zuerst ängstlich unter die Decke seines Schlafkorbes gekrochen war, streckte den Kopf heraus, als sein Name klang.

Wieder versuchte Goblins nach der Zurückweichenden zu greifen, faßte sie am Arm und riß sie zu sich heran. Sie wehrte sich und stemmte sich gegen seine Brust.

„Immer schön gehorchen,“ grölte Goblins und wollte ihren Kopf zurückbiegen, da schrie sie auf und schlug ihm in das gerötete Gesicht. In demselben Augenblick freischte der Affe und flog aus seiner Ecke mit einem Sprung auf den Dresseur zu. Mit den Händen umklammerte er den Schenkel, mit den Zähnen verbiß er sich in das Bein, so daß der große Mensch taumelte und fast zur Seite fiel.

Er stieß mit der Faust nach dem Schimpansen, er versuchte, ihn abzuschütteln, aber das Tier biß immer wieder zu.

Das Mädchen, das Goblins unter dem Angriff des Affen losgelassen hatte, war zurückgewichen. Da sie sich befreit sah, nahm sie ihren Hut auf, rannte zur Tür und schlug sie fröhlich hinter sich zu. Jetzt erst gelang es Goblins, den Affen abzuwehren. Er blutete heftig, und schon kam Bassi vor Mut freischend wieder auf ihn los.

Der Dresseur nahm den nächsten Stuhl und schleuderte ihn gegen das Tier, dann ergriff er seinen Spazierstock vom Tisch und schlug auf Bassi ein, bis dieser wimmernd in seinen Korb kroch und unter der Decke Schutz suchte.

„Dir werde ich das Beißen abgewöhnen,“ fnurrte Gobb-

lins endlich und warf den Stod beiseite. Er wusch sorgfältig seine Wunden und Risse aus und warf sich dann halb ausgekleidet auf das Bett, wo er gleich einschlief.

Lange Zeit war es ganz still im Zimmer, in dem man nur das trunken rasselnde Atmen des Dresseurs hörte. Da schob Bassi ganz vorsichtig seine Decke beiseite und kroch unhörbar auf allen vieren ins Zimmer. Neben dem Schrank blieb er stehen, dann ging er leise weiter, jeden Gegenstand in Reichweite sorgsam betrachtend. Mitten im Zimmer lag auf dem Boden der Spazierstock. Mißtrauisch berührte er ihn, dann hob er ihn hoch, als ob er ihn gegen das Bett schleudern wollte. Geräuschlos legte er ihn wieder hin.

Ein paarmal richtete er sich an dem Schrank auf, immer das Gesicht zu dem schnarchenden Schläfer gekehrt, und nun schob er sich an der Ecke des Schrankes höher, jeden Vorsprung der Leisten und Verzierungen als Halt benutzend, bis er mit der ausgestreckten Hand die Streichholzschachtel erreichte. Langsam kletterte er wieder herunter, schlich in seine Ecke und öffnete die Schachtel. Ein Streichholz zischte auf und fiel auf die Schlafdecke, wo es gleich erlosch. Ein ganz feiner, verjüngter Geruch stieg auf. Bassi schnupperte, verdrehte entsetzt die Augen und war mit einem lautlosen, weiten Sprung auf der andern Seite am Bett. Hier hoßte er lange Zeit und starrte bald auf den Schläfer, bald auf die Schachtel in seiner Hand. Breit öffnete sich der Mund mit dem mächtigen Gebiß und grün schimmerten die Augen. Er blickte zur Tür und wimmerte leise. Goblins rührte sich nicht und schlief fest.

Jetzt richtete sich der Affe zur vollen Größe auf, als ob er auf der Bühne stünde, und rieb vorsichtig ein Zündholz an. Die Flamme flackerte auf, weit streckte er die Hand aus, einen Schritt zum Bett — noch einen — und die Flamme fiel zwischen die Rissen am Kopfende des Bettes.

Einen Augenblick war alles still, dann knisterte es, und ein widriger Geruch schwelender Federn stieg auf. Langsam wich Bassi zurück, mit zuckender Nase nach dem Bett hin witzternd. Der Brandgeruch wurde stärker und beizender Rauch kam in dünnem Streifen aus den Rissen. Der Schläfer röchelte im Schlaf der Trunkenheit und warf sich schwerfällig auf die andere Seite. Dann war alles wieder still. Das Knistern und Schwelen wurde stärker.

Bassi, der schwarze Schimpanse klinkte unhörbar die Tür auf und schloß sie ebenso wieder von außen. Dann trabte er, die Nase tief am Boden wie ein Hund, der einer Spur folgt, den Flur entlang und die Treppe hinunter.

## Die Bekämpfung der ansteckenden Krankheiten in den Schulen.

Von Stadtoberschularzt Dr. Georg Wolff (Berlin).

Die Häufung der ansteckenden Krankheiten in den Schulen hat die Öffentlichkeit seit dem vergangenen Winter lebhaft beschäftigt.

Freilich darf bei den absoluten Zahlen nie vergessen werden, daß sich die Struktur der Bevölkerung, ihr Altersaufbau, in den letzten Jahren gewaltig verändert hat. Die Bevölkerungszusammenlegung hat seit Ausbruch des Krieges so einschneidende Veränderungen erfahren wie nie zuvor. Dem Geburtentiefstand der Kriegsjahre sind die relativ geburtenreichen Jahre 1919, 1920, 1921 gefolgt; diese Geburtenjahrgänge sind aber 1925, 1926, 1927 schulpflichtig geworden. Man wird sich daher nicht allzusehr zu wundern brauchen, daß dem Tiefstand der Infektionskrankheiten im Schulkinderalter von 1920 bis 1924 ein — hoffentlich schnell vorübergehender — Anstieg in den letzten Jahren gefolgt ist. Man wird aber nicht allzu pessimistisch hinsichtlich der weiteren Entwicklung dieser Krankheiten zu sein brauchen; hat doch der neuerliche Geburtenrückgang, der schnell auf die geburtenreicheren Jahre gefolgt ist, schon dafür gesorgt, daß die kindlichen Jahrgänge nicht mehr allzu dicht werden.

Dennoch müssen natürlich vom Standpunkt der praktischen Hygiene alle Maßnahmen getroffen werden, um nach menschlicher Voraussicht dieser gefährdeten Krankheiten des Kindesalters Herr zu bleiben. In diesem Sinne ist auch die neue Schutzimpfung gegen Diphtherie zu werten, die jetzt allorts unentgeltlich vorgenommen werden kann; über ihren prophylaktischen Wert liegen bisher — vorwiegend aus Amerika — recht ermutigende Berichte vor. Mit Rücksicht auf die Zunahme der kindlichen Infektionskrankheiten überhaupt hat das Preussische Ministerium für Volkswohlfahrt vor kurzem auch die frühere „Anweisung zur Verhütung der Verbreitung übertragbarer Krankheiten durch die Schulen“ aus dem Jahre 1907, die freilich schon inzwischen durch mancherlei Zusätze entsprechend dem Stand der Seuchen-

forschung ergänzt war, revidiert. Diese Anweisung ist in der Praxis der Seuchenbekämpfung in den Schulen, Kindergärten u. dergl. von größter Bedeutung. Auf einige ihrer wichtigsten Punkte sei hier kurz hingewiesen.

Die Ministerialverordnung unterscheidet a) zwischen solchen Krankheiten, bei denen sich der Schulausschluß und die vorbeugenden Maßnahmen auf den Erkrankten und dessen (gesunde) Geschwister sowie sonstige Hausangehörige erstreckt, und b) zwischen solchen Krankheiten, bei denen sich die Maßnahmen nur auf das erkrankte Schulkind beziehen. Der ersten Gruppe gehören naturgemäß die gefährdeten und leicht übertragbaren Krankheiten an, wie Diphtherie, Genickstarre, Kinderlähmung, Scharlach, Ruhr, Typhus und noch eine Reihe jetzt seltener Infektionskrankheiten, die im einzelnen aufgeführt sind. In diese Gruppe sind jetzt auch Masern und Keuchhusten aufgenommen. Die Geschwister der hieran erkrankten Kinder dürfen also die Schule nicht besuchen.

In der schulärztlichen Praxis war das längst eine selbstverständliche Maßnahme geworden. Denn diese Geschwister sind entweder schon selbst erkrankt oder in dem der Krankheit vorangehenden Inkubationsstadium; sie gefährden daher immer von neuem andere Kinder der Klasse und durch diese wiederum deren jüngere Geschwister im Hause. Masern und Keuchhusten sind zwar im Schulkinderalter im allgemeinen harmlose Erkrankungen; um so gefährlicher aber im Säuglings- und Kleinkinderalter wegen ihrer Komplikationen für die Luftwege und Lungen. Das ist jedem kundigen Arzt und Seuchenforscher bekannt, zumal wenn er einmal einen Blick in die Statistik der Sterbefälle wirft. Röteln, Windpocken, Ziegenpeter, gleichfalls sehr leicht übertragbar, aber meist harmlos, gehören hingegen dieser Gruppe nicht an, vielmehr denjenigen Infektionskrankheiten, die nur einen kürzeren oder längeren Schulausschluß des Erkrankten selbst nötig erscheinen lassen.



In diese zweite Gruppe sind jetzt auch aufgenommen: Grippe, Impetigo contagiosa (ein bei Kindern häufiger, durch Eitererreger hervorgerufener, borkiger Bläschenauschlag, meist im Gesicht) und eine als Mikrosporie bezeichnete Haarpilz-erkrankung, die gelegentlich gehäuft in Schulen, Heimen und dergl. aufgetreten ist. Außerdem befinden sich unter dieser Gruppe von ansteckenden Krankheiten auch die Krätze und die Verlaufsung. Die beiden letzteren, ebenso wie Impetigo contagiosa, ausgesprochene Schmutzkrankheiten, machten zeitweilig dem Schularzt und der Schulfürsorgerin in der Praxis viel zu schaffen; sie sind jetzt, nachdem die seifenlose Zeit der Kriege- und Inflationsjahre überwunden ist, sehr zurückgegangen.

Von großer praktischer Bedeutung ist naturgemäß die Wiederzulassung der Erkranktgewesenen und ihrer Hausangehörigen zum Schulbesuch. Hier gibt es für alle Krankheiten besondere Bestimmungen, die zum Teil gegenüber den früher geltenden verschärft sind, namentlich bei den Infektionskrankheiten, deren Erreger bekannt und bakteriologisch nachweisbar sind. Auch die Bazillenträger, die nicht mehr erkrankt sind, es vielleicht überhaupt nicht waren, und deren Isolierung in der Praxis der Seuchenbekämpfung aus begreiflichen Gründen oft besondere Schwierigkeiten macht, sind jetzt mehr berücksichtigt.

Weitere Bestimmungen beziehen sich auf die Klassenschließungen, die oft Beunruhigung hervorrufen. Es ist keine Frage, daß durch vorschnelle Klassenschließung oft nicht genügt wird, zumal wenn durch tägliche Zeitungsberichte die

Unruhe vermehrt wird. Jede Klassenschließung muß reiflich überlegt werden. Es hat z. B. keinen Sinn, eine Klasse zu schließen, wenn im Frühjahr oder Herbst gleichzeitig fünf oder auch zehn Kinder an Erkältungskatarthen erkrankt sind, die gewöhnlich unter dem Namen „Grippe“ laufen. Auch wegen Masern ist eine solche Maßnahme kaum erforderlich oder sinnvoll, da die Mehrzahl der Kinder diese Krankheit in der Regel schon überstanden hat. Hier ist der Ausschluß der Geschwister, aber kaum die Schließung der Klasse angebracht. Gerade bei der Abwägung dieser Gefahrenmomente wird sich die Erfahrung des Schularztes und des staatlichen Medizinalbeamten, der die letzte Entscheidung hat, bewähren.

Ein weiterer Punkt der Schulhygiene sei noch in diesem Zusammenhang hervorgehoben, das ist die Einrichtung der Waschgelegenheiten und Bedürfnisanstalten in den Schulen. Ihrer ist in der neuen Anweisung zur Bekämpfung der ansteckenden Krankheiten leider nur wenig gedacht. Gerade diese Verhältnisse sind aber noch vielfach, selbst in Berlin, unbefriedigend. Wasserspülung fehlt in den meisten der älteren Schulgebäude oder wird nur in der großen Pause vom Schularzt angestellt. Wasser fehlt in den meisten Schulklassen, desgleichen Seife und Handtuch. Darüber hinaus sollten Schulbäder, d. h. Brause- und Duschräume, endlich in allen Schulen angelegt werden, zumal ihre Einrichtung verhältnismäßig wenig Kosten macht, den Gesundheitserzieherischen Aufgaben der Schule aber in höchstem Maße und damit auch der Seuchenbekämpfung dient.

## Zookinder. Von Professor Dr. L. Heß.

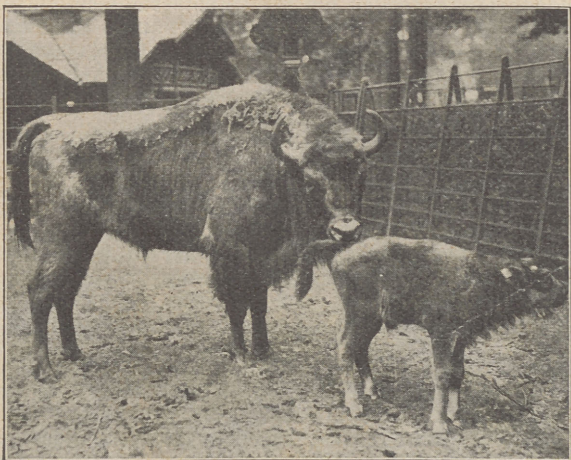
Zum Teil sind es nicht nur Zookinder, sondern auch Ziehkinder, die wir im Zoo künstlich hochbringen müssen. Dafür haben wir uns aber bei den Löwen und den großen Raubtieren ein praktisches System ausgebildet, das sich sehr gut bewährt. Wir benutzen zur Raubtieraufzucht Hundammen auch dann, wenn die Alten gute Mütter sind und ihre Pflicht bereitwillig erfüllen. Das geschieht nicht zum wenigsten auch zu dem Zweck, um die Alten zu schonen, und es ist erstaunlich, wie schnell sie ihre „geliebten Kinder“, die sie in der Freiheit angeblich mit „Löwenmut verteidigen“, in der Gefangenschaft vergessen. Meist sofort. Das kann ich mir nur so erklären, daß auch in der Freiheit sehr viel Würde verloren gehen, von Hyänen und Schakalen aufgefressen werden, während die Mutter auf Raub aus ist. „Aber die entseßliche Zumutung an den armen Hund, wilde Bestien nähren zu müssen!“ höre ich manche zarte Seele sagen, die vielleicht mit Spreewälder Ammenmilch großgezogen ist. Von der hat sie die Überempfindsamkeit nicht, aber von der Naturfremdheit, die unsere modernen großstädtischen Verhältnisse mit sich bringen und bis zu grenzenloser Vermenschlichung aller Tiere treiben. Beim Hunde ist bekanntlich der Grundförm, nach dem er sich in erster Linie richtet, die Nase. Wenn wir es also durch einen Kunstgriff fertigbringen — und das verstehen wir —, junge Raubtiere mit Hundewitterung zu versehen, daß sie wie junge Hunde riechen, so sind es für die Hündin einfach junge Hunde, ihre Jungen, die sie entsprechend bereitwillig säugt und pflegt. Wir müssen nur den kleinen Raken von Zeit zu Zeit die Krallen beschneiden, daß sie ihrer Amme das Gefüge nicht verletzen und sie dadurch unwillig machen. Und das Allerlustigste ist das: Wenn wir bei einem einzelnen Raubtier die Ziehmutter oder ein Milchgeschwister als Gesellschafter und Spielgefährten längere Zeit dabei lassen, so stellt sich sehr bald das Verhältnis so, daß der Hund den Löwen nach allen Regeln

tyrannisiert, verbellt und verbeißt, während jene empfindsamen Seelen nun wieder jammern, daß das arme Tier vielleicht „morgen schon gefressen“ wird. — Eine im menschlichen Sinne wirklich gute, d. h. an seinen Jungen hängende und ihm nachtrauernde Mutter ist ein Tier, das einen sehr schlechten Ruf hat, dem infolgedessen Unkundige solche „edle Eigenschaft“ gar nicht zutrauen: das Kamel. Wenn es von seinem heranwachsenden Kalbe getrennt und dieses verkauft wird, blökt es ihm tagelang nach in jämmerlichen Tönen. Und doch ist dieses Kamelkind gewiß keine Schönheit, besteht nur aus Hals und Beinen. Aber: Mutterliebe macht blind. — Seit Errichtung der polnischen Republik sind im Walde von Bialowies die letzten Reste des Wisents, dieses gewaltigen europäischen Wildrindes, vernichtet worden, und es existieren jetzt nur noch etwa 60 Stück in der Hand einiger zoologischer Gärten und Privatliebhaber. Da war es eine sehr zeitgemäße, man möchte sagen: höchste zeitgemäße Anregung, die von Dr. Priemel, dem Leiter des Frankfurter Zoo, ausging: eine „Internationale Gesellschaft zur Erhaltung des Wisents“ zu gründen, der nicht nur alle Wisenthalter, sondern auch alle wissenschaftlichen, an der Sache interessierten Anstalten und Persönlichkeiten beigetreten sind. Die Mitgliedschaft lohnt auch für jedermann, der für Tierkunde und Tierschutz etwas übrig hat, zumal die Mitglieder ein sehr gehaltvolles Wisentlehrbuch erhalten. Die Gesellschaft hat aber in erster Linie natürlich den Zweck, was noch von Wisents vorhanden ist, möglichst rationell weiterzuzüchten, und dieses Ziel wird von dem Zuchtbuchführer, Herrn v. d. Groeben-Wiese in Ostpreußen, mit allen Mitteln moderner Zuchtwissenschaft sehr rationell verfolgt.

Ein besonderer Weg, dem Wisent wieder neue Lebenskraft einzuflößen, soll durch sogenannte Verdrängungszucht mit dem amerikanischen Bison beschritten werden. So nennt man ein Zuchtsystem, bei dem von der Art, um die es sich handelt, in unserem Falle also vom Wisent, nur reinblütige männliche Tiere verwendet, diese aber mit andersblütigen und mischblütigen weiblichen Tieren, in unserem Falle amerikanischen Bisonkühen und Bison-Wisent-Mischlingskühen, gekreuzt werden. Nach wenigen Generationen erhält man so Tiere, die von reinblütigen Wisenten nicht mehr zu unterscheiden sind. Was von männlichen Mischfälschern fällt, muß natürlich aus der Zucht ausgeschaltet werden. Diese Wisent-Bison-Verdrängungszucht soll in einem entsprechend hergerichteten Teile des Wildparks Springe bei Hannover betrieben werden. Auf Betreiben unserer



Das Kamelbaby und seine Mutter.



Wisent mit Jungtier.  
(Aufnahmen von H. Wolter.)



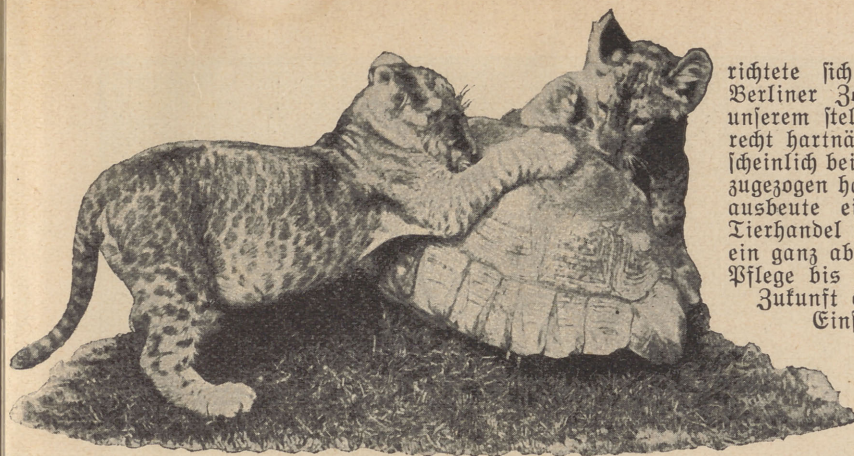


Die Heimkehr vom Tempel (Lucas 2, 51). Gemälde von Friedrich Schütz  
(Verlag G. Schaffnit, Düsseldorf)









Ein unpassendes Spielzeug. Junge Löwen mit einer Riesenschildkröte.

richtete sich daher die größte Tierfangunternehmung unseres Berliner Zoo, die sehr erfolgreich verlaufen ist, ihrem Leiter, unserem stellvertretenden Direktor Dr. Luz Heck, aber leider ein recht hartnäckiges Maltafieber eingebracht hat, das er sich wahrscheinlich beim Ausprobieren der Milch für die gefangenen Giraffen zugezogen hat. Neben Giraffen, Zebras, Straußen war die Hauptausbeute ein junges Doppelnashorn, ein Wertstück, das im Tierhandel heute mit 30 000 Mark bezahlt werden muß. Es ist ein ganz absonderliches Untier im kleinen, das sich unter unserer Pflege bis jetzt sehr gut weiterentwickelt und hoffentlich in der Zukunft eines unserer bedeutendsten Schaustücke werden wird.

Einstweilen lebt es friedlich und freundlich zusammen mit seinem Landsmann, einem jungen Weißbart-Gnu.

In der rauhen, dickfelligen Körperschale des Nashorns lebt nämlich, in der Jugend wenigstens, eine sehr empfindsame Seele, der man einen Ersatz für die verlorene Mutter bieten muß in Gestalt eines Schicksalsgenossen und Gesellschafters. Oft müssen dazu Haustiere, Ziegen und Schafe herhalten. Unser Stück gewöhnte sich an das Gnu und teilt mit ihm die Nahrung, spielt mit ihm und hat seine Mutter im fernen afrikanischen Urwald über ihn vergessen.

rührigen staatlichen Stelle für Naturdenkmalspflege (Vorsteher Prof. Schoenichen) sind zu dem Zwecke dankenswerterweise die nötigen staatlichen Gelder bewilligt worden.

— Wie lange wird es noch dauern, bis auch die Riesen der Landtierwelt, die sogenannten „Dickhäuter“: Elefant, Nashorn, Nilpferd, zu Naturdenkmälern werden, d. h. dringender Schonung und Fürsorge bedürfen! Von den Küstenländern Afrikas weit ins Innere zurückgedrängt, d. h. in der Küstennähe ausgerottet sind sie schon, mit Ausnahme vielleicht des Flusspferdes, das mit den großen Strömen hie und da immer noch flussabwärts geht. Seinen alten und immer noch geläufigsten Namen Nilpferd verdient es aber längst nicht mehr; denn im Nil muß man schon sehr weit ins wilde Innerafrika stromaufwärts gehen, um noch ein „Hippo“ zu finden. So heißt das Flusspferd in der anglikerenden Sprache der Afrikajäger (von dem lateinischen Namen Hippopotamus) und ähnlich das Nashorn Rhino (von Rhinoceros), und auch mit des letzteren heutiger Verbreitung steht es ähnlich. Glücklicherweise gibt es aber auch heute noch afrikanische Tierparadiese und Wilddorados, die von Massen jener herrlichen Großtierwelt bevölkert werden, mit der Afrika alle anderen Erdteile weit überragt. Besonders bevorzugt in diesem Sinne sind die Binnenländer des früheren Deutsch- und jetzigen Englisch-Ostafrika (Tanganjika Territorium und Kenya Colony) und dorthin, in die Gegend des Merubergs und des Kilimandjaro,



Junges Spignashorn und sein Spielgefährte, ein junges Weißbart-Gnu.



Mehr als neuer Freunde Haufen,  
Kann ein einz'ger alter laben.

Neue Sachen kann man kaufen,  
Liebe alte muß man haben. f. s.

### Filetspitzen.

Eine der ältesten weiblichen Handarbeiten ist das des Filierens. In neuerer Zeit hat man versucht, die Filetarbeit abzuwandeln. Man stopfte mit farbiger Wolle oder mit Kunstseide in Netze von fast bindfadenstarkem Garn, aber immer wieder kehrte man zu der feinen weißen Filetarbeit zurück. Filetspitze ist ein unvergleichlicher Schmuck für Teetischdecken, Fenstertores, elegante Bettwäsche, Kissenbezüge, auch für kirchliche Zwecke findet sie gern Verwendung. — Die Muster haben sich dem Zeitstil angepaßt. Sie sind sparsamer in der Linienführung, aber klarer und ausdrucksvoller geworden. Auf dieser und der nachfolgenden Seite finden unsere Leserinnen vier moderne Entwürfe für Filetspitzen, deren Muster sich leicht aus-

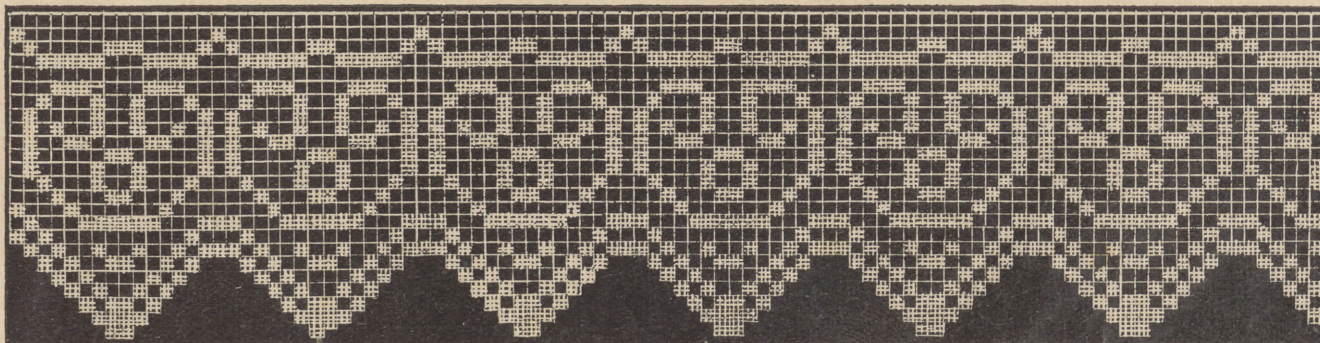
zählen lassen, wenn man überhaupt mit der Technik des Filierens vertraut ist.

Detta.

### Wie man Silbersachen aufbewahrt.

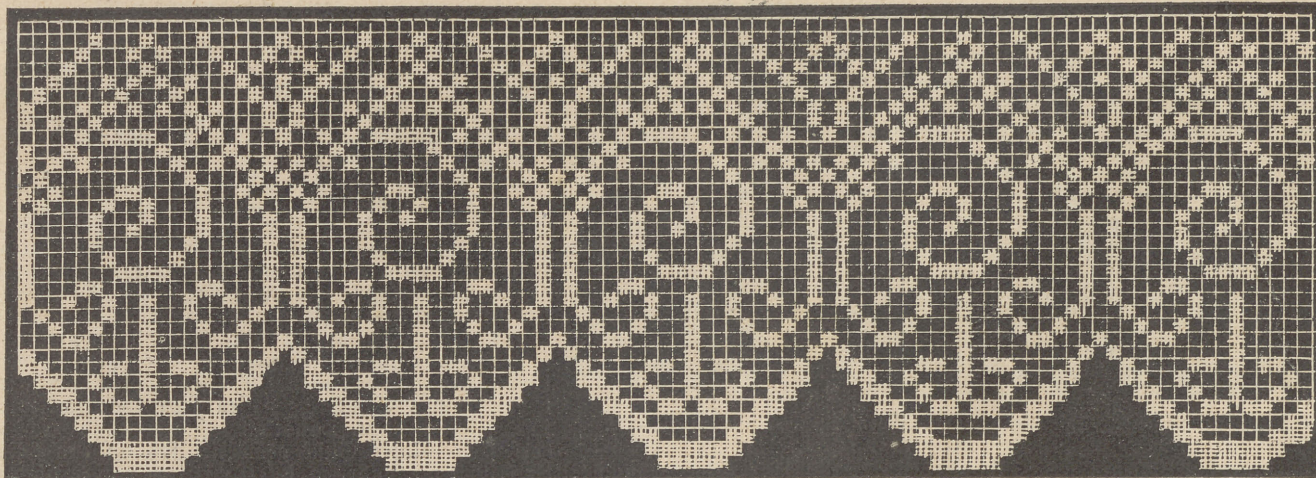
Silber ist sehr empfindlich und nicht zu jedem Gegenstand hat man die entsprechenden Kästen, geschweige einen Silberschrank für das gesamte Tischgerät. Einen Ersatz bilden praktische Hülsen aus Varchent oder besser noch aus Flanell.

Man beachte aber, daß man niemals weißen Flanell nehmen darf, da dieser mit Schwefel gebleicht ist und Schwefel, selbst in solchen geringen Mengen, das Silber schwarz anlaufen läßt. Hellblau oder rosa kann unbesorgt genommen werden.



Filetspitze. Entwurf: M. Trautmann, Schneeberg im Erzgebirge.





Darum findet man auch bei den Goldschmieden in den Kästchen stei- farbige Watte.

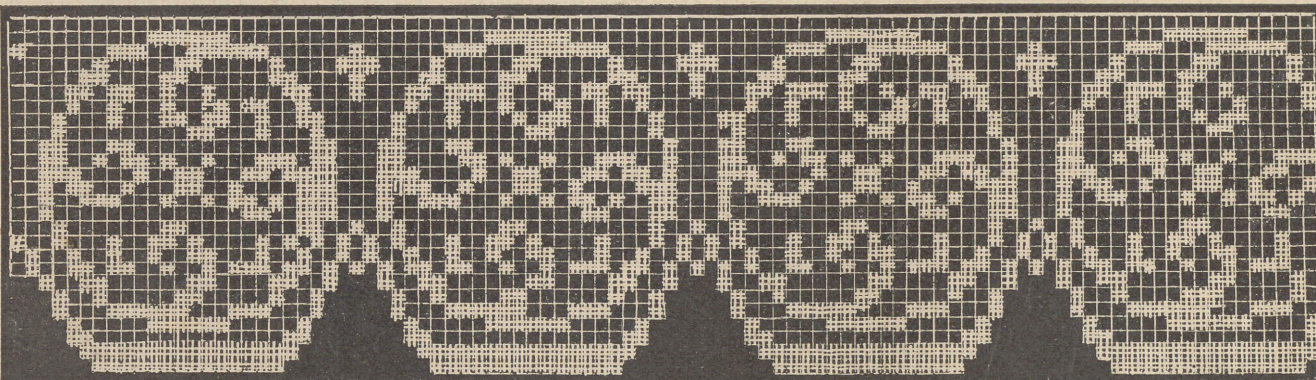
Will man ein Etui für zwölf Messer oder Gabeln arbeiten, so braucht man einen Streifen von 70 cm Länge und 30 cm Breite. Darauf wird an jeder Längsseite je ein Streifen angestept, der ebenso lang, aber nur 14 cm breit ist. Ein weiterer Streifen von gleicher Länge und wieder 30 cm Breite muß an einer Längsseite mitgefaßt werden. Ehe man nun die Teile aneinander bringt, säumt oder umsticht man die beiden schmalen und den zweiten breiteren Streifen mit einer hübschen Farbe, z. B. mattgelb. Nun werden die Teile an den Längsseiten verbunden und für jede Gabel, bzw. Messer ein Abteil abgenäht. Von 5 zu 5 cm stept man die schmalen Teile auf dem ersten breiten auf, wodurch Taschen entstehen, die jeweils ein Gerät aufnehmen können, und zwar steckt man immer die Griffe und

### Die Flecken-Apotheke der Hausfrau.

Die allgemeine Parole „Rationalisierung des Haushaltes“ hat wohl alle Hausfrauen erfaßt. Zu dieser Umgestaltung gehört meines Erachtens auch das Anlegen einer Flecken-Kartothek.

Man beschafft sich dazu entweder in einem einschlägigen Geschäft eine Anzahl gleichgroßer Kartothek-Karten, mit dazugehörigem Behälter, wenn man diese nicht in einem Schreibtischfach oder Bücherchrantkasten selbst unterbringen will.

Diese mit übersichtlichem Alphabet versehenen Karten versteht man nun mit Aufzeichnungen dergestalt, daß man ebenfalls alphabetisch die Gewebe anordnet: wie z. B. Baumwollgewebe (weiße) mit Tinten-, Fett-, Obst-, Wein-, Kaffee-, Likör-, Farb-, Öl- u. ä. Flecken, mit in Telegrammstil aufgesetzten Entfernungsmitteln. Dann dasselbe mit farbigen



die Schneiden an je einer Seite ein. Die zweite Seite ist so gesteppt, daß der Steppstich immer auf der Mitte der andersseitigen Tasche liegt.

Ist nun so das Etui gefüllt, so legt man das Schutzstück darüber und wickelt alles zu. Am Ende werden noch zwei Bänder angebracht, um diese Hülle zuzubinden.

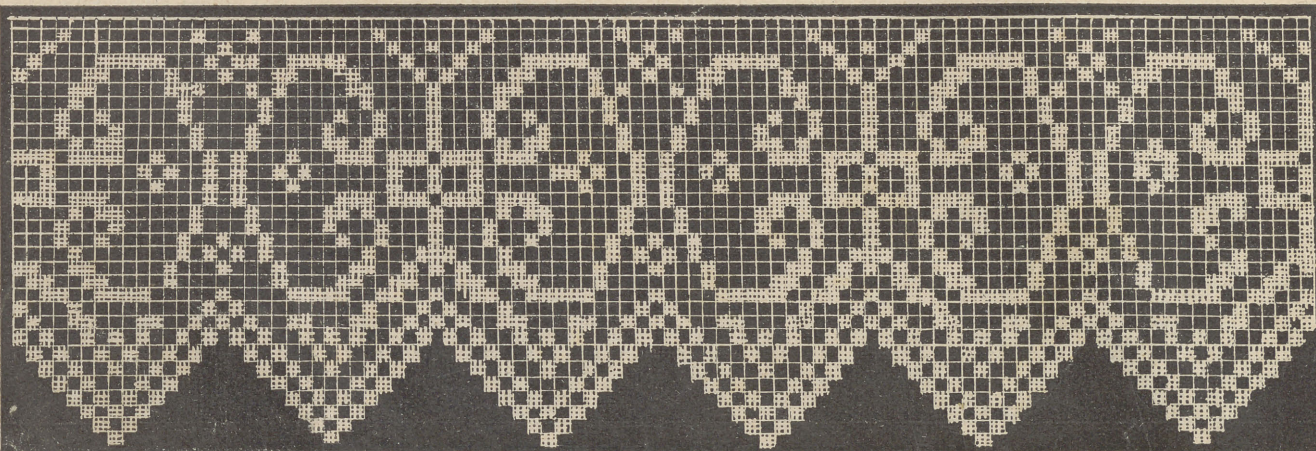
Je nach dem Umfang des Silbervorrates arbeitet man sich eine Reihe solcher Taschen, auch für die Tortenheber, Saucenlöffel usw. Nun kann das Silber keine Schrammen bekommen und die Hülle besitzt noch den Vorteil, daß man immer einen Überblick hat, ob noch alles vorhanden ist.

Als Geschenk eignet sie sich ganz besonders gut, wenn man weiß, was der zu Beschenkende besitzt.

Carla R.

Geweben, wie dort die Flecken zu entfernen sind. Dann folgen Leinen (hell und farbig), Seide (Kunst- und Wascheide), Wolle usw. Die „Rezepte“ zur Fleckentilgung kann man im Laufe der Zeit entweder aus Zeitschriften sammeln, in denen jeweils geeignete Mittel veröffentlicht werden, wie auch die von Mund zu Mund kursierenden niederschreiben, so daß man nach und nach eine übersichtliche Flecken-Kartothek erhält, die in Notfällen sofort Auskunft über anzuwendende Maßnahmen gibt.

Besonders praktisch ist es auch, wenn man ein bestimmtes mehrfächeriges Schränkchen als „Flecken-Apotheke“ einrichtet, in der man auch die hauptsächlichsten Fleckenentfernungsflüssigkeiten in gleichgroßen, etikettierten Fläschchen unterbringen kann, wie z. B. Benzin, Äther, Salmiakgeist usw. Vera Th.





## Das kleine Abendkleid.

Das kleine Abendkleid steht in der Mitte zwischen dem großen Abendkleid und dem Nachmittagskleid — und es steht augenblicklich im Mittelpunkt des Interesses. Die Winteraison (wir haben leider keinen erschöpfenden deutschen Ausdruck für diese Zeitspanne und ihre Vorgänge) beginnt, erste leise Auftakte — eine Erstaufführung im Theater, ein erstes großes Konzert, eine Gesellschaft im kleinen Kreis, Tanzstunde . . . da braucht man das kleine Abendkleid.

Das kleine Abendkleid kann Ärmel haben oder ärmellos sein, Form und Größe des Halsausschnittes richten sich nach dem, was die Trägerin kleidet, der Unterschied zwischen dem großen und dem kleinen Abendkleid ist mehr im Material als im Schnitt — abgesehen von den ganz großen Abendtoiletten — begründet. Alle Glitter- und Paillettenstoffe, alle Brokate und Lames fallen fort, bevorzugt werden dunkle Farben oder gedeckt neutrale Töne: Schwarz, grau in allen Schattierungen, pfaublau, marineblau, beige, weinrot, eritafarben.

Drei charakteristische Beispiele für kleine Abendkleider seien heute unseren Leserinnen gezeigt. Zuerst ein Modell für die ältere Dame (siehe Abb. 1). Gerade sie wird das kleine Abendkleid bevorzugen und kann bei vielen Gelegenheiten in ihm erscheinen, wo die jüngere Welt bereits „das Große“ anzieht. Unser Bild zeigt ein Kleid aus schwarzem Krepp-Satin, bestickt mit weißen Perlen. Der Überwurf besteht aus zwei, etwa 50 cm breiten Krepp-Georgettebahnen, die lose über dem Unterkleid hängen und sich nur an der Schultern treffen. In das Unterkleid werden die sich nach unten stark erweiternden (50 cm) Ärmel eingesetzt. Das Kleid wird durch eine mit weißem Krepp-Satin abgefütterte Schärpe aus dem Stoff des Unterkleides zusammengehalten, deren Enden vorn lose verschlungen und mit einigen Stichen festgenäht werden. Sonst ist der Schnitt vorn und rückwärts ganz gleich, nur daß der vorn herzförmige Ausschnitt im Nacken höher hinaufgeht. Die Hauptwirkung dieses Kleides liegt in der Stickerei. Sie betont die Längslinien und läßt die Figur größer und schlanker erscheinen. Die Perlen sind weiß, aber sie sind in sich wieder abgeschattiert und gruppieren sich in Milchperlen, Kreideperlen und farblose Glasperlen. Dazu kommen noch flache Porzellanperlen in der Größe von Pfefferminzplätzchen für die Stickerei an den Ärmeln. An den Längskanten der Georgettebahnen laufen fünf Reihen von Perlen in Abständen von wenigen Millimetern nebeneinander her. Die drei

Bogen des Saumes werden durch sieben Reihen von Perlen unterstrichen, der Ausschnitt wird von drei Reihen begrenzt. Die Ärmel sind über und über bedeckt mit einem sehr ausdrucksvollen, stilisierten Blumenmuster.

Das Modell Abb. 2 ist ein Verwandlungskleid: man kann es mit und ohne Jäckchen tragen.

„Mit“ ist es ein kleines, „ohne“ wird es zum großen Abendkleid. Es besteht aus silbergrauem oder pastellfarbenem Krepp-Georgette mit Blendenschmuck aus Krepp-Satin oder Satinbrokat. Auch Perlstickerei oder fertig käufliche Perlborten auf Tüll würden sich als Verzierung eignen. Der Ausschnitt ist vorn und rückwärts spitz und ziemlich tief, umrandet von einer 4 cm breiten Blende, deren Enden vorn übereinander kreuzen. Die nächstfolgende Blende unterstreicht die höher gerückte Taille, eine neue modische Linie, die uns die Zukunft aller Wahrheitsähnlichkeit nach bringen wird. Dann folgt eine Blende in Hüfthöhe, deren Enden ebenfalls vorn übereinander kreuzen. Sie sind jedoch nicht festgesteppt, sondern nur mit ein paar losen Stichen auf dem Krepp-Georgette festgehalten. In ihrem Kreuzungspunkt sitzt eine schöne rechteckige Schnalle aus Silber oder geschliffenen Kristallsteinen. An dieser Stelle setzt die etwa 15 cm lange, lose über den Rocksaum fallende Glode an. Sie ist am Saum 90 cm breit und viertelfreisförmig geschnitten. Die Schnittkanten werden fein umwirbelt. — Der Saum des Rockes ist mit einer 15 cm breiten Blende besetzt. Zu dem Kleid gehört ein passendes Unterkleid aus Chinakrepp. Das Jäckchen, das rückwärts länger als vorn ist, fällt boleroartig über das Kleid. Es weist einen 12 cm breiten und 2 m langen Schal auf, der in Quasten (Bleiplomben!) endet und auf verschiedene Weise geknüpft und verschlungen werden kann. Das Jäckchen ist an seinen Rändern mit farbigem Stielstich — der auch in mehreren Reihen den Schal schmückt (siehe die Rückansicht) — fein abgefakent. Wird als Besatz Satinbrokat verwendet, kann man statt der Stielstichstickerei ein dünnes Gold- oder Silberschnürchen aufnähen. Sehr interessant ist die Form der Ärmel. Es handelt sich um einen geraden, mäßig weiten Ärmel mit feilförmig aufgesetzten Blenden von 4 cm Breite. Zwischen diesen Blenden ist die ebenfalls viertelfreisförmig geschnittene Glode angelegt. Ihr Saum ist 100 cm lang.

Bei dem Kleid Abb. 3 ist das Material alles und die Form recht einfach und unkompliziert gehalten. Einer der neuen bedruckten Seidensamte — das Tupfenmuster bleibt uns auf diese Art erhalten — würde sich für dieses Modell gut eignen. Die Taille ist schlicht und glatt mit langen, engen Ärmeln, über den Rock fallen drei (vorn und je seitlich) zipplig geschnittene Teile. Sie sind unter dem weich gebundenen Stoffgürtel angelegt, der auf der linken Hüfte durch eine Schnalle zusammengehalten wird. Zu diesem Kleid gehört eine passende große Schulterblume.

Detta.

## Praktische Winke für die Zeit der Tanzfestlichkeiten.

Stoffe wie Chiffon, Crêpe de Chine, leichte Seide, die zu Ballkleidern verwendet werden, kaufe man niemals bei Tageslicht, da solche Farben bei Abendbeleuchtung meistens ganz anders aussehen. Selbstverständlich kaufe man auch Ansteckblumen und sonstiges Zubehör des Abendkleides nur bei künstlicher Beleuchtung.

Wer sich beim Tanzen stark erhitzt und dann stark gerötet erscheint

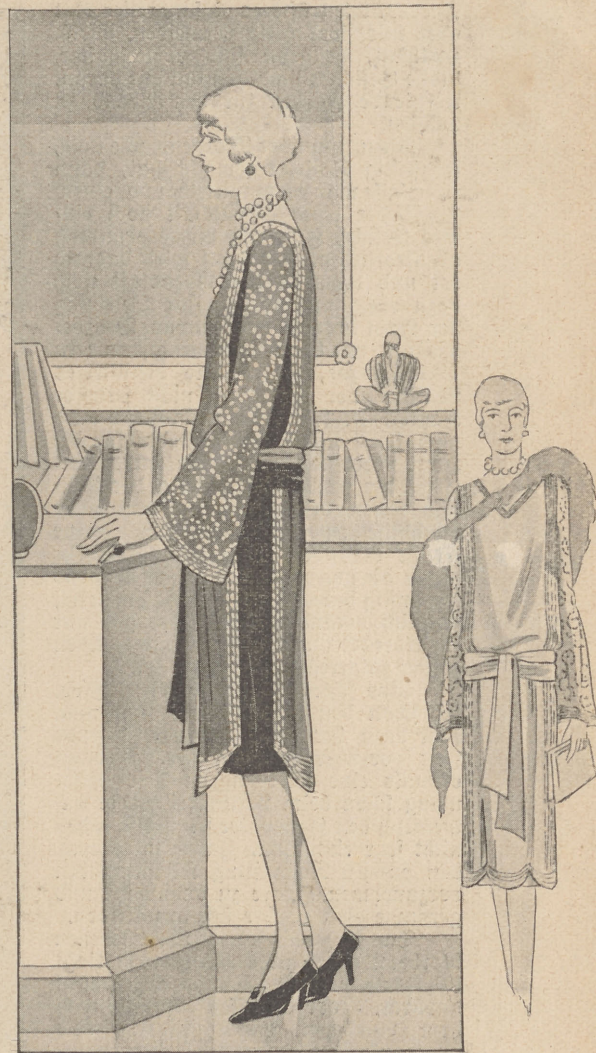


Abb. 1. Kleines Abendkleid aus schwarzem Krepp-Georgette und Krepp-Satin mit Perlenstickerei für ältere Damen. Entwurf: Werkstatt Hildegard Koelling, Berlin.



Abb. 2. Elegantes Abendkleid, mit oder ohne Jäckchen zu tragen, aus farbigem Krepp-Georgette mit reichem Blendenschmuck. Entwurf: Werkstatt Hildegard Koelling, Berlin.



Farben, wie kräftiges Rosa, grelles Rot oder intensives Gelb vermeiden, Weiß, zartblau, hellgrün sind vorteilhafter, blasser Gesichtern hingegen tun gut daran, leuchtende Farben für den Abend zu wählen.

Wenn man des Morgens, wie stets, sorgfältig Toilette gemacht hat, dann unterlasse man es, unmittelbar vor einem Ball oder einer Gesellschaft noch einmal Gesicht, Hals und Arme gründlich abzufrottieren. Die Haut wird dadurch rot und dann in der Abendluft noch dazu rissig und rauh. Zur Belebung der Haut wende man etwas Benzoe-Tinktur, mit Wasser vermengt, an (ein Teil Benzoe, zwei Teile destilliertes Wasser) oder eine gute, nicht fettende Hautcreme. Für die Abendtoilette wird auch stets etwas feiner Puder für die Haut notwendig sein. Die zarten Gewebe, die grelle Beleuchtung der Festsäle lassen den zartesten Teint ohne Nachhilfe zu derb erscheinen. Seine Frisur verändere man nicht allzusehr gegen die gewohnte, weil man meistens ungünstig dadurch ausfällt, daß man sich plötzlich verändert hat. Dies gilt nur für Abendkleider, Kostümfrisuren müssen genau stilgerecht ausgeführt sein.

Eine schlechte Angewohnheit ist es, sich schon den ganzen Tag, falls man Zeit dazu hat, auf das bevorstehende Fest vorzubereiten; da herrscht dann oftmals eine recht ungemütliche Stimmung schon beim Mittagstisch, die namentlich den Hausvater für Ballfreunden nicht sehr einnimmt. Falsch ist es auch, den ganzen Nachmittag Kleiderproben vorzunehmen, Haare zu ondulieren und geraume Zeit vorher sich anzukleiden.

Das Ergebnis solcher übertriebenen Vorbereitungen ist meistens recht kläglich, man wird nervös und abgespannt dadurch, bevor das Fest beginnt, was dem Aussehen etwas Mattes und Griesgrämiges ausprägt. Vorausgesetzt, daß alles, was zur Abendtoilette gehört, in Ordnung ist und rechtzeitig bereitgelegt wurde, gehört zum eigent-



Abb. 3. Jugendliches Kleid aus bedrucktem Seiden-samt mit Zipfeltailen. Dieses Modell wäre auch ärmellos dentbar.

lichen Toilettemachen eine gute halbe Stunde. — Ist man dann fertig, unterzieht man seine ganze Gestalt einer kritischen Prüfung, schlüpft in den Abendmantel und eilt frisch und heiter dem Vergnügen zu. Eine freundliche, heitere Miene hilft auch in einem einfachen Kleidchen rascher zu Tänzern, als eine kostspielige Toilette, wenn die Gesichtszüge ihrer Trägerin darin Unlust und Abspannung ausdrücken. M. v. S.

### Praktische Winke.

**Verwendung von Kastanien.** Schon ist die Zeit gekommen, in der wir im herbstlichen Laub die prächtigen braunpollerten Früchte des Kastanienbaumes finden. Den Kindern macht es große Freude, sie auf dem Spaziergang zu sammeln und dabei beim Spiel auf mancherlei Art zu verwenden. Aber nicht nur den Kindern, auch uns Hausfrauen ist die Kastanie eine willkommene Frucht, und beim Waschen dunkler Kleider, Schürzen, Strümpfe u. a. vortrefflich zu verwenden. Ich sammle mir jeden Herbst einen reichen Vorrat und lasse ihn in der Sonne gut trocknen, damit die Früchte später nicht schimmelig werden. Fehlt es an Sonnenchein, so geschieht das Trocknen in der Ofenröhre, doch muß man hier Obacht geben, daß die Kastanien nicht verbrennen und nicht zu hart werden, sie sollen nur durchaus trocken sein. Beim Gebrauch rechne ich auf ein Liter Wasser etwa 5 Kastanien, zerschneide diese in vier Teile und setze sie dem kalten Wasser zu. Nachdem das Wasser mit den Kastanien etwa eine halbe Stunde tüchtig gekocht hat und recht schäumt, wird die Brühe abgeseiht, mit Wasser etwas abgekühlt und darin die dunklen Strümpfe, Waschkleider und ähnliche Sachen ohne jegliche Seife gewaschen. Die rüchständigen Kastanienstücke werden nochmals mit einer reichlichen Menge Wasser gekocht und darin dann die Wäsche zum zweiten Male gewaschen. Zum Schluß wird sie in klarem Wasser gespült und im Schatten getrocknet. Ich wasche schon viele Jahre so, habe stets tiefstschwarze, seidig glänzende Strümpfe, und auch die dunklen Waschkleider sind nach dieser Waschmethode wieder wie neu. Mit heißer Kastanienbrühe lassen sich auch gut die Flecken aus dunklen Wollkleidern entfernen. Bei mir wird zu dieser Reinigung eine alte Kleiderbürste benutzt, die sonst nicht mehr zu gebrauchen ist. R. F. B.

**Apfel aufzubewahren.** Apfel kann man sicher vor dem Verderben schützen und bis zum Juni des kommenden Jahres frisch und schmackhaft erhalten, wenn man sie so spät, als es die Witterung erlaubt, von den Bäumen nimmt und sie dann schichtweise in reingewaschenem, trockenem Sand aufbewahrt. R. F. B.

## Zum Nachdenken

### 1. Kammrätsel.

|   |   |   |   |   |   |   |   |   |   |   |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| a | a | a | b | b | b | d | d | d | e | e |
| e |   | e |   | e |   | e |   | e |   | e |
| f |   | g |   | h |   | i |   | i |   | i |
| l |   | l |   | l |   | l |   | n |   | n |
| n |   | o |   | r |   | r |   | r |   | t |

Die senkrechten Reihen des Kammes sollen bedeuten: 1. Dichtungsart, 2. Nordseefluß, 3. Stoffart, 4. Tischgerät, 5. amerikanisches Gebirge, 6. Dialektdichter. Die obere wagerechte Reihe nennt dann einen deutschen Dichter. F. Wehner.

### 2. Silbernrätsel.

Aus den Silben: a — ab — bel — bi — bo — bro — burg — chil — cel — da — del — den — dolf — e — eu — fant — ga — gens — her — i — i — il — il —

il — in — ka — le — les — li — li — li — lom — lot — nat — ne — ne — nor — o — phrat — rau — re — ri — ru — sa — se — sei — sinth — sis — so — so — ter — tis — tor — wal — wan — wen sind 23 Wörter von folgender Bedeutung zu bilden:

1. Mädchenname, 2. griechischer Held, 3. märkische Stadt, 4. slawisches Volk, 5. ägyptische Göttin, 6. männlicher Vorname, 7. Stadt in Westfalen, 8. alkoholischer Getränk, 9. heiliges Buch, 10. asiatischer Strom, 11. Schlange, 12. Mädchenname, 13. Gefäß, 14. Physiker, 15. Donaustadt, 16. Person aus einem Drama von Schiller, 17. italienischer Mediziner, 18. Raubtier, 19. Afrikaner, 20. spanischer Titel, 21. Stadt in Japan, 22. Schiffsalkünderin, 23. deutscher Baumeister. — Die ersten und die letzten Buchstaben, beide von oben noch unten gelesen, ergeben ein Wort von Wilhelm Uhde.

### 3. Distichon.

Stattlich hebt sich's zum Licht, bleibt grün auch im Schauer des Winters, Ragt auch im hehren Hain weissester Deutschen empor. H.

Auflösungen der Rätsel siehe nächste Nummer.

### Auflösungen der Rätsel von Nr. 52.

1. Kreuzworträtsel: Wageret: 1. Kolberg, 5. Rastillen, 9. Gage, 10. Siam, 13. Adele, 15. Necha, 17. Kamin, 18. Segel, 19. Tau, 20. Tee, 21. Dase, 22. Dahn, 23. But, 25. Ems, 27. Schje, 29. Ebene, 31. Eisen, 33. Spion, 35. Neer, 37. Anna, 38. Briganten, 39. Matrone. — Senkrecht: 2. Sjel, 3. Bein, 4. Reife, 5. Rabi, 6. Agent, 7. Eiche, 8. Nabe, 9. Gamaßen, 11. Magdalena, 12. Oktober, 14. Emu, 15. rot, 16. Flunder, 23. Weiser, 24. Ton, 25. Eis, 26. Seine, 28. Sieb, 30. Bonn, 32. Crifa, 34. Vaten, 36. Saar. — 2. Silbernrätsel: Wabe, Iseo, Lindau, Lotus, Forma, Tiara, Degen, Melei, Gobelin, Tarent, Udine, Enyan, Kantalen, Klavier, Fenau, Indien, Charreufe, Stella, Esra, Angeborg, Melte, Iduna, Meeresleuchten, Toki, Erker. — „Willst du glücklich sein im Leben, trage bei zu andrer Glück.“ Grillparzer. — 3. Anagramm: Limonade — Monade — Nomade. — 4. Pulver — Pullover.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: S. C. von Zoheltitz in Berlin. Künstliche Leitung: Siegf. Feil. — Briefe nur: An die Schriftleitung des „Dahem“ in Berlin W. 50, Tauentzienstraße 7b, ohne Hinzufügung eines Namens. — Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Beiträge steht die Schriftleitung des „Dahem“ nur ein, wenn die für eingetragene Briefe erforderlichen deutschen Freimarken beigelegt sind. — Anzeigen: Anzeigen & Klaffings Anzeigenverwaltung Wbt. Dahem in Leipzig, Hospitalstraße 27. — Verlag der „Dahem-Expedition (Welhagen & Klaffing)“ in Leipzig. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.